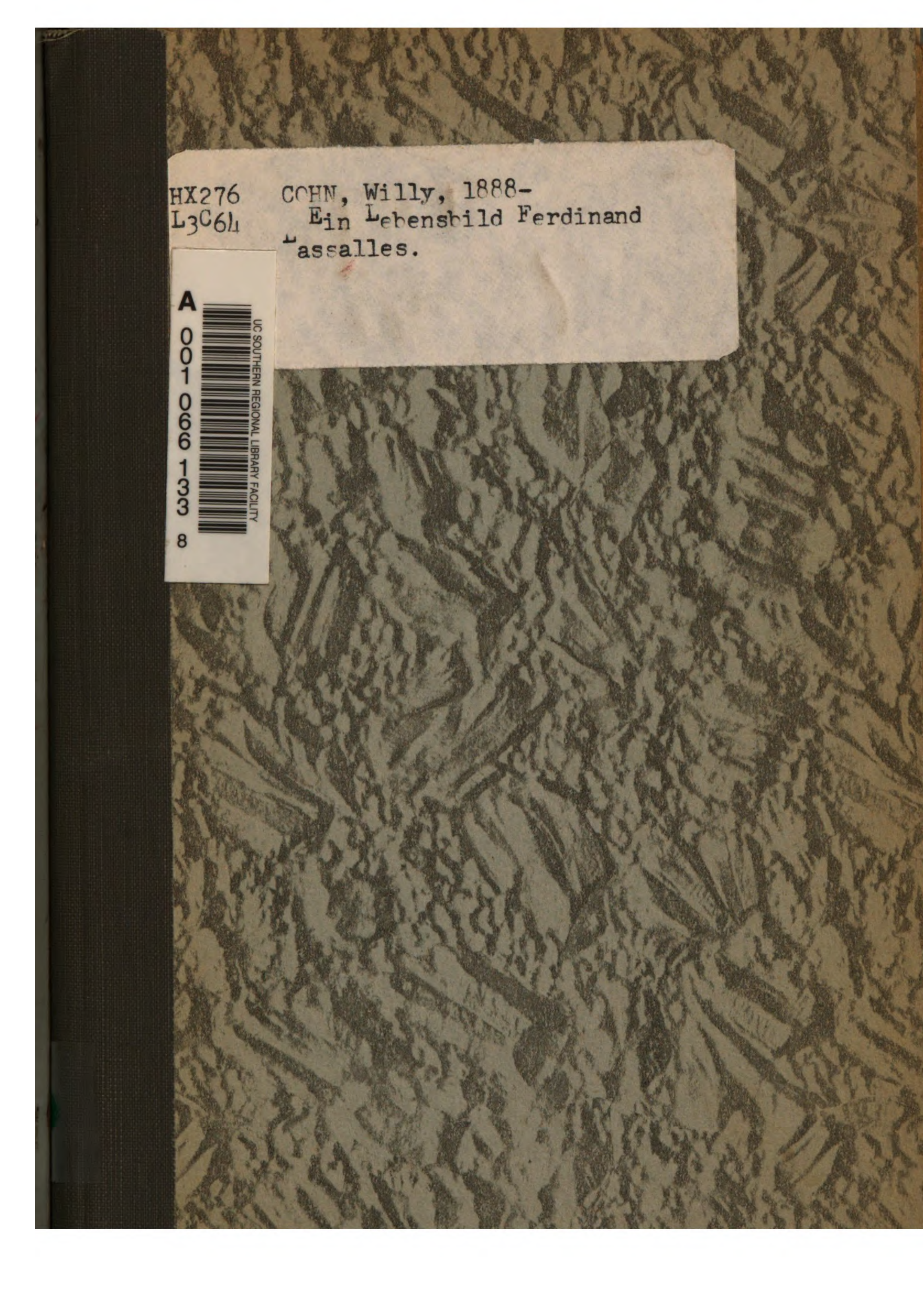

HX276
L3C64
COHN, Willy, 1888-
Ein Lebensbild Ferdinand
Lassalles.
A
0001 066 133 8
UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY

Ein Lebensbild Ferdinand Lassalles



Der Jugend erzählt
von Dr. Willy Cohn

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. Stuttgart

Ein Lebensbild Ferdinand Lassalles

*

Der Jugend erzählt
von

Dr. Willy Cohn



Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.
1921

Druck von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

Eine neue Zeit ist angebrochen, das Volk — bisher im wesentlichen Gegenstand der Gesetzgebung und der Regierung — hat nun seine Geschicke selbst in die Hand genommen und steht im Vordergrund der Ereignisse. Fürsten und Heerführer haben unsere Geschichtsbücher übermäßig gefüllt, nun aber ist es recht und billig, daß die Männer, die an der inneren Befreiung des Volkes gearbeitet und den Enterbten der Gesellschaft zu einem neuen Leben verholfen haben, dem Volke nahe gebracht werden und einen Teil seiner Bildung ausmachen.

Dies war das Motiv, das mich bei der Abfassung dieses Büchleins geleitet hat. Wenn der demokratische Gedanke die Welt erobert hat und eine neue Epoche einleitet, so ist das nicht zum geringsten der Arbeit zuzuschreiben, die Ferdinand Lassalle vor sechzig Jahren geleistet hat.

Nicht neue Forschungen will dieses Buch bieten, nur das, was die Wissenschaft erarbeitet hat und was die Zeugnisse von Lassalles Leben, seine Tagebücher, Briefe und Reden bieten, in schlichter Erzählung für die Jugend wiedergeben.

So möge das Büchlein seinen Weg gehen, entstanden aus aufrichtiger Liebe zu dem Mann und Menschen Ferdinand Lassalle und zu den Idealen, die von ihm verfochten wurden.

Erstes Kapitel.

Als Schüler in Breslau und Leipzig.

Es war am 11. April 1825, als Ferdinand Lassal, so lautet eigentlich sein Name, als Sohn des Kaufmanns Lassal in Breslau geboren wurde. Seine Geburt fiel in eine Zeit der Müdigkeit in der Welt, wie sie auf Jahre zu folgen pflegt, in denen die Erde von Kämpfen und Schlachten erzitterte.

Zehn Jahre waren damals vergangen, seitdem der Korsenkaiser Napoleon endgültig von der politischen Schaubühne verschwunden war. Europa hatte wieder sein altes Antlitz angenommen. Gewiß hatte die Zeit der Franzosenherrschaft auch für Deutschland, wie für andere Teile Europas, die die siegreich vorwärtsstürmenden Heere besetzt hatten, manche Gewalttat mit sich gebracht, aber auch viel Altes und Morsches war zusammengebrochen, das schon längst für den Untergang reif war.

Da nun diese Zeit vorbei war, lastete doch noch ein dumpfer Druck auf den Gemütern; wohl hatte man gesiegt, man hatte Deutschland befreit, aber von seinen eigenen Fürsten war man um die Früchte des Sieges gebracht worden. War man ja nicht nur in den Kampf gegangen, um den deutschen Boden von den Franzosen zu erlösen, sondern vor allem, um auch die Freiheit des Volkes nach innen zu erringen. Deshalb war jung und alt hinausgezogen.

Jedermann hatte gehofft, daß nun die Stunde geschlagen habe, in der das Volk berufen sei, auch in Deutschland an seinen eigenen Geschicken tätigen Anteil zu nehmen, Männer seines Vertrauens zu wählen, die in Volksvertretungen über die Zukunft des Landes mitreden sollten. Deutschland war durch die vielfachen Erbteilungen zerstückelt, die man im Laufe der Jahrhunderte mit seinem armen Leibe vorgenommen hatte. Jeder Fürst glaubte mit dem Lande schalten und walten zu können, wie wenn es sein persönliches Eigentum wäre. Nun aber hatte man gehofft, daß das so arg zersplitterte Deutsche Reich durch ein einigendes Band neu umschlossen und im Laufe dieser Zeit wieder zu altem Ansehen unter den Völkern aufsteigen würde.

Dafür hatten die Besten Deutschlands auf den Schlachtfeldern geblutet, aber umsonst. Denn auf dem Kongreß zu Wien, wo die Fürsten über die Zukunft des deutschen Volkes berieten, wurde Deutschland von seinen Fürsten getäuscht, die in nicht endenwollenden Festen wohl die Siege feierten, aber es zu verhindern wußten, daß das Volk, durch dessen opferwillige Erhebung diese erst möglich geworden waren, nun auch seinen Anteil bekäme. Der Riß, der damals Volk und Fürsten trennte, war eben ein ungeheurer, und besonders Friedrich Wilhelm III., der preußische König, war von einem unüberwindlichen Mißtrauen gegen sein eigenes Volk erfüllt. Fast kann man sagen, daß die Furcht vor dem Volke in ihm größer war als die Abneigung gegen Napoleon. Man hatte Scheu davor, die schlafenden Massen zu wecken, die man allzulange unterdrückt hatte.

Noch aber hatte das Volk nicht die Macht, seine Forderungen durchzusetzen, es mußte sich mit den Brosamen begnügen, die ihm von den Herrschern gegeben wurden, und der edelsten Männer Deutschlands bemächtigte sich eine dumpfe Verzweiflung. Vor allem herrschte in Preußen der alte Geist weiter, und das Volk blieb völlig ausgeschaltet. Mit nie erfüllten Versprechungen seines Königs wurde es hingehalten.

Dies war die Stimmung, in der sich Deutschland befand, als Ferdinand Lassalle das Licht der Welt erblickte.

Seine Eltern — die Mutter eine geborene Heitfeld — waren Juden. So gehörte das Kind durch diese zu einer Gemeinschaft, auf die man voll Überhebung herabzublicken gewohnt war. Das Schicksal keines anderen Volkes aber war trauriger im Mittelalter und in der Neuzeit als das des jüdischen Volkes. Es war völlig rechtlos und wurde in erster Reihe als Gegenstand der Ausbeutung betrachtet.

Die frische Luft der Französischen Revolution, die um den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts wie ein reinigendes Gewitter über Europa dahinbrauste, hatte auch den Juden in Deutschland eine Besserung ihrer Lage gebracht. Auch in Preußen, das ja immer besonders lange Zeit brauchte, um Reformen einzuführen, war nach den großen Niederlagen von Jena und Auerstädt eine Verfügung erlassen worden, durch die die Juden vollberechtigte Staatsbürger wurden, denn in dieser Not des Vaterlandes brauchte man jeden einzelnen. Als aber Napoleon

ieben war und die Fürsten sich wieder im Vollbesitz ihrer cht fühlten, da begann man auch den Juden ihre wohl- orbenen Rechte zu verkürzen.

So war Ferdinand Lassalle in seiner Jugend in eine zwie- ltige Welt hineingestellt. Fühlte er sich auch durchaus als utscher, so war er doch stolz auf seine jüdische Abstammung, mancherlei Leiden sind dem Knaben nicht erspart geblieben, dadurch eine Erklärung finden, daß er Jude war und zu en gehörte, die ihre Abstammung nicht verachteten.

Dies alles glaubten wir erzählen zu müssen, um unseren ern von der Welt eine Vorstellung zu geben, in die Ferdi- nd Lassalle durch seine Geburt hineinkam. Sie war zwie- ltig, und es war nicht leicht für den heranwachsenden Knaben, im Deutschtum und Judentum in gleicher Weise heimisch fühlen.

Wer heute durch Breslau geht, wird mit nicht allzu großer ühe finden, wo das Geburtshaus Ferdinand Lassalles am ßmarkt stand. Träge floß damals noch der Ohlefluß durch innere Stadt, der heute zugeschüttet ist. Die Rückseite des rlichen Hauses ging auf das Flüßchen hinaus. Im vorderen il des Gebäudes aber befand sich das väterliche Geschäft oder s Gewölbe, wie man damals allgemein einen Laden nannte, d über dem Geschäft die Wohnung.

Einen großen Teil seiner Jugend hat der Knabe in dem schäft seines Vaters verbracht, wohl ihm auch hier und da fend, wenn es die raschere Bedienung der Kunden erforderte. Es war eine kleine Welt, in der sich das Leben des jungen rdinand abspielte, und doch entwickelte sich hier sein junger eist gar ungestüm.

Neben dem Jungen wuchs eine Schwester heran, und die ziehungen zu ihr wie auch zu den Eltern waren überaus herz- he, denn das Familienleben war in diesem jüdischen Kreise sehr inniges, und bis zu dem Tode seines Vaters hing der hn in treuer Liebe an diesem. Als Ferdinand ein berühmter nn geworden war, hat er sich niemals seines einfachen und ichten Vaters geschämt.

Dem alten Heymann Lassal erlaubte es sein Geschäft, dem ngen eine gute Schulbildung angedeihen zu lassen. Er schickte auf das alte, ehrwürdige Maria-Magdalenen-Gymnasium,

das nicht weit von dem väterlichen Hause entfernt war. Wir dürfen den Knaben gar oft auf seinem Schulwege begleiten, denn schon als Junge von 15 Jahren hat er all das, was er erlebte, in einem Tagebuch aufgezeichnet, das sich bis auf unsere Zeit erhalten hat. Was aber könnte einen größeren Reiz gewähren, als den Mann, der einstmals einer der Großen der Welt werden sollte, selbst in seiner Knabenzeit sprechen zu hören: „Vorliegende Blätter," so schreibt er, „sind bestimmt, alle meine Handlungen, meine Fehler, meine guten Taten aufzunehmen." Dies hat er auch ehrlich gehalten und nicht nur das aufgezeichnet, was er an guten Taten vollbrachte; rückhaltlos hat er sich auch zu dem bekannt, was er als Junge an dummen Streichen ausgeführt hat. So können wir leicht dem Knaben während eines Teiles seiner Jugendzeit auf allen seinen Wegen folgen.

Schon frühzeitig merkte man, daß es ein kluger Bursche war, der auf das Gymnasium von Maria-Magdalena ging; aber er war auch nicht leicht zu behandeln, wodurch er seinen Eltern und Lehrern oft zu schaffen gemacht hat. Vielerlei Interessen zogen ihn von der Schule ab, und schlechte Gesellschaft verleitete ihn dazu, seine Pflichten im Gymnasium zu vernachlässigen. Und doch wäre es ihm bei seiner Begabung ein leichtes gewesen, spielend die Schule durchzumachen. So aber ist es ihm da nicht gut ergangen, und aus Furcht, seinen Eltern wehe zu tun, vielleicht auch aus Furcht vor Strafe, verheimlicht er seinem Vater die Zeugnisse, die er in der Schule erhielt. Nachdem er aber erst einmal vom rechten Wege abgewichen war, kam Ferdinand immer tiefer in das Lügengewebe hinein, die Furcht vor Entdeckung wurde in ihm immer größer; der Wunsch wuchs in ihm, das Gymnasium freiwillig zu verlassen, ehe alles herauskam. So bat er seinen Vater, ihn aus der Schule zu nehmen und ihn Kaufmann werden zu lassen. Wie töricht hat der junge Mensch gehandelt, denn bei seinen glänzenden Fähigkeiten, die auch von den Lehrern anerkannt wurden, hätte er spielend alle Klassen durchmachen können, bis sich ihm die Pforten der Hochschule öffneten. Es scheint, als ob dieser Feuerkopf niemals den Weg gehen konnte, der für andere der gerade und schlichte war. Es riß ihn eigener Leichtsinn frühzeitig aus der Bahn heraus, und der Knabe, der so sehr an seinem Elternhaus hing,

Breslau verlassen, um in Leipzig die Handelsschule zu ...en. Der gute Vater, der in inniger Liebe an dem Jungen ...g und ihn weit über Gebühr verwöhnte, brachte ihn selbst ... Leipzig. Allzu glücklich ist man auf der Hochschule mit dem ...n Schüler nicht gewesen, denn Ferdinand war ein Junge, ...sich nur schlecht unterordnen konnte und der auch hier einen ...ändigen Kampf mit seinen Lehrern führte. Auch der Diszi-...n der Pension, in der er untergebracht war, konnte er sich ... schlecht unterordnen, und so gab es hier immerfort kleinere ... größere Zusammenstöße. Wie in Breslau, so bleibt er auch ...Leipzig seiner Gewohnheit treu, alle seine Erlebnisse in einem ...gebuch aufzuzeichnen. Jetzt vielleicht noch mehr als in seiner ...matstadt, da er hier in höherem Maße auf sich selbst an-...iesen war und die Pflege seiner liebevollen Eltern entbehren ...ßte.

...uf der Reise nach Leipzig war Ferdinand auch das erste-...l nach Berlin gekommen, der Stadt, in der er später die ...lt bewegend zu Arbeitern sprechen sollte. Es ist natürlich, ... die Sehenswürdigkeiten der preußischen Hauptstadt auf ihn ...en großen Eindruck machten, wie dies bei einem fünfzehn-...rigen Knaben auch nicht anders zu erwarten war.

...In Leipzig setzt er seine Lehrer in Erstaunen, als er Bücher ...n Lesen verlangt, die noch niemals ein Handelsschüler ver-...gt hatte. Denn weit über sein Alter war der Knabe geistig ...wickelt und viel klüger als die meisten seiner Klassengenossen. ...shalb ist er auch bei seinen Kameraden nicht beliebt. Ein-...l schreibt er selbst darüber: „Ich weiß nicht, wie es kommt, ... ich mit meinen Mitschülern so schlecht übereinstimme, da ich ...h keinen beleidige und mich bestrebe, jedem gefällig zu sein."

...Die Seele des jungen Menschen ist von Haß gegen alle ...rannen erfüllt. Noch liegt ja ganz Deutschland in einem ...en Schlummer, die Fürsten halten das Volk danieder; dies ...pfand auch schon der junge Ferdinand. In sein Tagebuch ...reibt er: „Wenn man sieht, was für ein großer Kerker Deutsch-...d ist und wie Menschenrechte mit Füßen getreten werden, ... dreißig Millionen Menschen von dreißig Tyrannen gequält ...rden, so möchte das Herz weinen, ob der Dummheit dieser ...ute, die ihre Ketten nicht zerreißen, da sie es doch könnten, ...nn sie nur den Willen hätten."

Es ergriff den empfindsamen Knaben tief, was an Unrecht in der Welt vorging und von dem er in den Zeitungen las; so wurde er auch einmal als Jude tief in seinem Herzen gekränkt, als er von den furchtbaren Verfolgungen hörte, die seine Glaubensgenossen im fernen Damaskus ertragen mußten. Da wünschte er schon erwachsen zu sein, um sein Volk verteidigen und rächen zu können, und er war glücklich, als er beim Lesen von Lessings „Nathan“ merkte, daß hier ein deutscher Dichterfürst sich seines verachteten Volkes annahm. Ihn fieberte nach der Stunde, in der er sich selbst betätigen konnte.

Bald erkannte er auch klar und deutlich, daß er zum Kaufmann nicht geschaffen und die Leipziger Handelsschule der falsche Platz für ihn war. Noch hatte er keine Gelegenheit, mit irgend jemand darüber zu sprechen, aber in sein Tagebuch schrieb er in einer solchen Stunde, in der ihn der Jammer über sein gegenwärtiges Los packte: „Überhaupt tut es mir leid, daß ich nicht weiterstudiert habe. Es ist mir jetzt klar geworden, daß ich Schriftsteller werden will, ja ich will hintreten vor das deutsche Volk und vor alle Völker und mit glühenden Worten zum Kampf für die Freiheit auffordern. Ich will nicht erschrecken vor dem drohenden Augenzucken der Fürsten, ich will mich nicht bestechen lassen von Bändern und Titeln, um als ein zweiter Judas die Sache der Freiheit zu verraten. Nein, ich will nicht eher ruhen, bis sie bleich werden vor Furcht ..., und doch, welche Hindernisse habe ich mir nicht selbst in den Weg gestellt! Wie werden meine Widersacher höhnen über den entlaufenen Handelsdiener, der die Elle mit der Feder vertauscht. Selbst meine Anhänger werden Furcht haben, sich mir anzuvertrauen, und „Handlungsdiener“, „Ellenreiter“ wird es aus allen Ecken zischen. Aber mit den Thronen müssen auch die Vorurteile brechen, und der Handlungsdiener wird ihnen Worte reden, daß sie verstummen.“

Gewiß, das war kein bescheidener Schüler, und man kann sich lebhaft die Verzweiflung der Lehrer über ihn vorstellen. Noch hatte er keine Gelegenheit, seinen Haß gegen Unterdrücker und Fürsten anders als in seinen Tagebuchblättern auszutoben. Immer wieder aber schrieb er hier leidenschaftlich gegen all das, was ihm hassenswert erschien. Die Freiheit war ihm das Ideal, das ihm vorschwebte. „Noch hat der Deutsche nicht ge-

wagt, in feurigen Versen die Freiheit zu schildern, denn die Freiheit, die unsere deutschen Liberalen meinen, besteht darin, daß sie dem gnädigsten Landesfürsten Kratzfüße machen, seinen Gehalt vergrößern zu können; höchstens wagen sie einmal, in allergrößter Ergebenheit mit furchtzitternder Stimme um ein wenig, ganz klein wenig Preßfreiheit zu bitten."

Wer von seinen Lehrern wußte, wie es in diesem Knaben brodelte? Sie konnten gegen ihn nicht anders vorgehen als mit den alten Mitteln der Schulzucht, und vor der Lehrerkonferenz mußte der Junge erscheinen, um sich zu verantworten. Aber er verstand es, diese Männer nichts von dem merken zu lassen, was in ihm vorging. In seinem Tagebuch heißt es: „Haß, Verachtung, Hohn, Ärger, Trauer, Wut, Gleichgültigkeit wechselten in meiner Brust, doch verriet nichts, was darinnen vorging, und mit der größten Anstrengung zwang ich meine Gesichtszüge zu einer Ruhe, die schlecht zu meiner Lage paßte."

So wurde seine Stellung auf der Handelsschule immer unmöglicher, und es konnte nur noch eine Frage von Wochen sein, bis Ferdinand es durchsetzte, daß man ihn von dort wieder fortnahm.

Mit glühender Begeisterung las der Jüngling all das, was die Sache der Freiheit verherrlicht, er verschlang vor allem die Schriften Heinrich Heines und Börnes, und als er des Altmeisters Goethe herrliches Drama „Egmont" im Theater sah, da war auch hier das Volk und die Freiheit, um die gerungen wird, dasjenige, was ihn am meisten begeisterte. Weit war er mit seinen Gedanken seinen Mitschülern überlegen, und so mußte er notwendigerweise aus dieser kleinlichen Atmosphäre der Handelsschule heraus, wollte er nicht an Leib und Seele zugrunde gehen.

Als sein Vater nach Leipzig kam, fand sofort die entscheidende Unterredung statt. Bei der großen Liebe, mit der Ferdinand an seinem Vater hing, wurde es ihm schwer, diesen darum zu bitten, ihm den Weg zum Studium zu eröffnen, denn Heymann Lassal hatte doch gehofft, daß der Junge ihm die Last der Geschäfte von den müde gewordenen alten Schultern abnehmen und selbst in das „Gewölbe" eintreten würde. Und doch mußte Ferdinand, wollte er seinem inneren Drang gerecht werden, die Handelsschule verlassen. So ist in diesem inneren Kampfe

zwischen der Liebe zu dem Vater und der Liebe zu sich selbst mit Recht die letztere Sieger geblieben. Ehe der Junge aber sein Leipziger Tagebuch schloß, schrieb er noch einmal all die Gefühle, die ihn dabei bewegt hatten, nieder und gab sich über seine Person vor sich selbst Rechenschaft.

Als der Vater ihn fragte, was er studieren wollte, antwortete er: „Das größte, umfassendste Studium der Welt, das Studium, das am engsten mit den heiligsten Interessen der Menschheit verknüpft ist, das Studium der Geschichte.“ Da machte ihn der Vater darauf aufmerksam, daß er als Jude doch niemals darauf rechnen könnte, in Preußen ein Amt oder einen Lehrstuhl zu erhalten, aber in dem Zutrauen, das ein junger Mensch für seine Zukunft haben soll, erklärte der junge Ferdinand, daß er sich überall würde zu ernähren wissen. Der Beruf eines Publizisten schwebte ihm vor; aber in des alten Heymann väterlicher Liebe zu Ferdinand und in der Angst um ihn und vor dem, was der Sohn auf sich nehmen wollte, sagte er zu ihm: „Mein Sohn, ich verkenne nicht die Wahrheit, die in deiner Rede liegt, aber warum willst du gerade zum Märtyrer werden, du, unsere einzige Hoffnung, Stütze. Die Freiheit muß errungen werden, aber sie wird's auch ohne dich. Bleibe bei uns, mache du unser Glück aus, wirf dich nicht in jenen Kampf. Selbst wenn du in ihm siegst, gehen wir doch unter, wir lebten nur für dich, vergilt's uns. Du allein, du änderst es nicht. Laß Leute kämpfen, die nichts zu verlieren haben, an deren Geschick nicht das Herz der Eltern hängt.“

So verständlich derartige Worte aus dem Mund eines besorgten Vaters sind, so begreiflich ist es, daß ein Feuerkopf wie der junge Ferdinand sie zurückweisen mußte. Er sagte, daß wenn jeder so spräche, wenn jeder sich so feig zurückzöge, was dann wohl aus der Sache der Freiheit werden würde. Und nun brach er in ein Bekenntnis aus, aus dem uns klar wird, daß seine Bestimmung keine andere sein konnte, als für die Freiheit zu kämpfen und für sie seine Persönlichkeit einzusetzen. Er antwortete nach seinem Tagebuch auf die Frage seines Vaters wieder mit einer Frage: „Warum soll ich gerade zum Märtyrer werden? Warum? Weil Gott mir die Stimme in die Brust gelegt, die mich aufruft zum Kampf, weil Gott mir die Kraft gegeben, ich fühle es, die mich befähigt zum Kampfe!

eil ich für jeden Zweck kämpfen und leiden kann! Weil ich tt um die Kräfte, die er mir zu bestimmtem Zwecke gegeben, t betrügen will! Weil ich mit einem Worte nicht anders n!“

Der Vater sah ein, daß er dem Jungen nicht länger im ge stehen dürfe, wolle er sich nicht an der ganzen Menschheit versündigen. Im Sommer des Jahres 1841 kehrte Ferdinand das väterliche Haus und in die so sehr geliebte Heimatstadt eslau zurück. Schon weht der Hauch einer neuen Zeit über n damaligen Deutschland, es gärt im Bürgertum auch in ser sonst so ruhig dahinlebenden Stadt an der Oder. Die Zeit r unumschränkten Königsgewalt, die der damalige preußische rrscher Friedrich Wilhelm IV. zu verlängern suchte, lag im erben.

In der Stille bereitete sich Ferdinand zur Reiseprüfung vor, ihn berechtigen sollte, die Universität zu beziehen. Auch hier n es zu einem Zusammenstoß mit der Behörde. Fast scheint als ob der junge Feuerkopf keine Gelegenheit vorbeigehen sen möchte, um mit den bestehenden Gewalten den Kampf zunehmen. Es wird berichtet, daß er in seinem Abiturientenffatz so umstürzlerische Ansichten vortrug, daß es nur mit ühe gelang, ihm die weitere Prüfung zu ermöglichen. Seinen nntnissen aber konnte man nichts anhaben, und so bestand kaum siebzehnjährige Jüngling die Prüfung.

Die Schülerzeit lag jetzt hinter ihm, die Welt stand ihm en, und seine Fahrt ins Leben konnte beginnen.

Zweites Kapitel.

Studenten- und Wanderjahre.

Konnten wir in der Jugend Lassalles seine Entwicklung verlgen, so wird das nun viel schwerer. Denn bei der ungeheuren rbeitslast, die er sich aufbürdete, ist er nicht mehr dazugemmen, regelmäßig sein Tagebuch zu führen. Die Wissenschaft, der er sich den Zugang so hart und mühevoll erkämpft hatte, hm ihn nun ganz gefangen. Wie es stets seine Art war, sich erall das Schwerste auszusuchen, so stürzte er sich auch hier das Gebiet der Weltweisheit, der Philosophie. Hegel, ein

Meister dieser Wissenschaft, hat durch seine Gedankengänge den jungen Studenten am meisten beeinflußt. Vier Halbjahre hat Ferdinand in Breslau studiert. In der alten Breslauer Burschenschaft der Raczeks ist er Mitglied gewesen. Das Bekenntnis zu den schwarzrotgoldenen Farben, die sie trug, bedeutete gleichzeitig ein Einsetzen für die Sache der Freiheit. Alle diese jungen Menschen wollten die Welt ändern und erstrebten für Deutschland eine neue Zukunft. Hier mochte der junge Lassalle Nächte durch mit gleichgestimmten Freunden diskutiert und in Gedanken eine neue Weltordnung aufgebaut haben. Wie schade, daß wir so wenig von seinen Studentenjahren wissen, denn Ferdinand hat sicherlich damals einen gewaltigen Eindruck auf seine Freunde gemacht. Er, der noch selbst ein Lernender war, wurde für seine Freunde zum Lehrer.

Ja, reden, anderen seine Gedanken erklären und dadurch selbst zu größerer Klarheit kommen, das war ihm Lebensbedürfnis geworden, und seine Mitstudenten hingen begeistert an seinen Lippen, wenn er in dem rauchigen Bierhaus von der Zukunft der Menschheit zu ihnen sprach. Zwei Jahre studierte er an der Breslauer Universität, dann vertauschte er sie mit der Berliner.

Hier ließ Ferdinand sich nicht in das erregte politische Treiben der Hauptstadt ein, sondern arbeitete fleißig an dem Abschluß seiner Studien. Lag ihm ja zunächst daran, das nähere Ziel zu erreichen. Dieser junge Heißsporn, der im Leben sich immer das Schwerste aussuchte, er wagte sich auch an eine Aufgabe, vor der manch alter, ergrauter Professor zurückgeschreckt wäre. Mit gewaltiger geistiger Anstrengung lebte er sich in die dunkle und schwer verständliche Gedankenwelt des alten griechischen Philosophen Heraklit hinein und begann an einem Werk zu arbeiten, das heute noch seinen Platz unter den gelehrten Büchern über diesen Stoff behauptet.

Bald konnte er sein Examen ablegen.

Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Breslau begab er sich 1845 an den Rhein und später nach Paris, um Handschriften für sein Werk über den griechischen Philosophen einzusehen, und hier lernte er den Mann kennen, der die Träume seiner Knabenjahre erfüllt hatte, den großen Dichter Heinrich Heine.

Manchmal leben zwei Menschen durch Welten voneinander getrennt, die doch so ganz ihrem Wesen nach füreinander bestimmt sind; ihre Lebensbahnen rollen fern voneinander ab, und nur einmal kreuzen sie sich. So war es auch im Leben Heines und Lassalles.

Wie oft hatte der Knabe Ferdinand voll zitternder Erregung über den Gedichten Heines gesessen, hatte es sich ausgemalt, was er dem Dichter alles sagen würde, wenn er ihm einmal gegenüberträte!

Nun war der ersehnte Augenblick gekommen. Gewiß, der Heinrich Heine, den Ferdinand Lassalle in Paris antraf, der war nicht mehr der junge Dichter, der seine Liebeslieder in die Welt hinausgeschickt hatte, und der um die Freiheit der Menschheit und Deutschlands in seinen Gedichten kämpfte.

Heinrich Heine war ein alter Mann geworden, die Anzeichen einer schreckensvollen Krankheit machten sich bemerkbar, die zum Tode führen sollte. Gewiß, sein sprühender Witz war noch lebendig, aber er fühlte doch den Abend seines Lebens herankommen. Nun besuchte ihn dieses junge Genie, Ferdinand Lassalle. Mag da der alternde Dichter nicht geglaubt haben, seine eigene Jugend trete noch einmal vor ihn, in der er selbst die Welt stürmen wollte? Aber seinem übervollen Herzen, das von dem neugewonnenen Freunde ganz erfüllt war, machte Heinrich Heine in einem Briefe Luft, den er an Varnhagen von Ense richtete, in welchem sich im Schlußsatz der prophetische Blick des Dichters bekundet:

„Mein Freund, Herr Lassalle, ist ein junger Mann von ausgezeichnetsten Geistesgaben: mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen, mit der reichsten Begabung der Darstellung verbindet er eine Energie des Willens und Handelns, die mich in Erstaunen setzen, und wenn seine Sympathie für mich nicht erlischt, erwarte ich von ihm den tätigsten Vorschub. Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter für mich eine freudige Erscheinung.... Herr Lassalle ist nun einmal so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaselt. — Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demütig vor dem Unsicht-

baren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten, und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftod entgegengehen."

* * *

Als Lassalle die Pariser Reise hinter sich hatte, lernte er 1846 die Gräfin Sophie Hatzfeldt kennen. Jahre seines Lebens setzte er nun daran, um dieser Frau, die von ihrem Manne grausam gequält und gepeinigt wurde, zu ihrem Rechte zu verhelfen. Lange Prozesse führte er für sie, und in ihrem Interesse sprach er vor den verschiedensten Richtern. Nach jahrelangen Mühen kam er auch zu seinem Ziel und erreichte, daß die Gräfin von ihrem Manne eine auskömmliche Rente zugesprochen erhielt. Scheint es auch zunächst, als ob diese Zeit der Hatzfeldt-Prozesse Lassalle aus der Bahn geworfen habe, so ist sie doch nicht ganz nutzlos für ihn gewesen. Er drang tief in das Rechtsleben ein und erwarb sich die Fähigkeit, auch die schwierigsten Gegenstände in der ihm eigenen packenden Form vor den Gerichtshöfen zu behandeln.

Auch große Menschen haben ihre Schwächen, und es wäre falsch, bei einem Manne wie Ferdinand Lassalle über sie hinwegzugleiten. Seine glänzende Redefähigkeit und seine große Begabung veranlaßten ihn zu einer Überschätzung seines eigenen Ichs. Gewiß hatte er alle Veranlassung, auf sich selbst stolz zu sein, denn tatsächlich hatte er sich in jungen Jahren eine Stellung errungen, wie sie nur wenigen beschieden ist. Aber manchmal trat er doch mit seiner Person mehr in den Vordergrund, als dies unbedingt notwendig gewesen wäre.

Drittes Kapitel.

In den Stürmen der Revolution.

Inzwischen war die Gärung in Deutschland auf dem Höhepunkt angelangt. Das Volk wollte nicht mehr länger unfrei bleiben und begehrte nun selbst seinen Anteil an der Verwaltung des Staates. Der Märzwind des Jahres 1848 fegte Altes, Morsches hinweg, überall in Deutschland wurden Volksvertretungen einberufen, die den Ländern neue Verfassungen geben sollten. Noch war Ferdinand Lassalle zu sehr mit den Angelegenheiten der

Gräfin Hatzfeldt beschäftigt, als daß er sich so in den Strudel der Revolution hätte stürzen können, wie es seinem Wesen entsprach.

Inzwischen fand im August 1848 der Prozeß wegen Verleitung zum Kassetten-Diebstahl gegen ihn statt, der ihm viele Mühe und Zeitaufwendung kostete.

Im Interesse der Gräfin Hatzfeldt wurde von zwei jungen Männern, Assessor Oppenheim und Dr. Mendelssohn, eine Kassette entwendet, in der man wichtige Papiere vermutete, die im Ehescheidungsprozeß der Gräfin von Wichtigkeit sein konnten. Das war indessen nicht der Fall, und die Kassette mit den in ihr enthaltenen Papieren wurde der Eigentümerin, einer Frau von Meyendorf, die eine Geliebte des Grafen Hatzfeldt war, wieder zugestellt. Von den Tätern wurde Oppenheim freigesprochen, während Mendelssohn, der eine ganz passive Rolle bei der Entwendung gespielt hatte, verurteilt wurde. Gegen Lassalle strengte man aber einen Prozeß wegen Verleitung zum Diebstahl an, in dem er nach siebentägiger Verhandlung von dem Kölner Schwurgericht nach einer glänzenden Verteidigung freigesprochen wurde. Auf dem Platz vor dem Gerichtsgebäude, wo er vom Publikum mit stürmischen Hochrufen begrüßt wurde, empfing ihn auch sein alter Vater, der sich mit dem Ausruf „Mein Kind! mein Kind!" schluchzend in seine Arme warf.

Lassalles Heimkehr mit der Gräfin nach Düsseldorf gestaltete sich zu einem förmlichen Triumphzug.

* * *

Jetzt war die Zeit gekommen, in der Lassalle direkten Anteil an der politischen Bewegung nehmen konnte. Er hatte schon damals die Lehren von Marx und Engels in sich aufgenommen und war radikaler Sozialist. Er nannte die Arbeiter, „das einzige zukunftsfähige Geschlecht" und nahm Fühlung zu den Arbeitervereinen. Lassalle trat auch in direkte Beziehung zu Marx, der damals in Köln die „Neue Rheinische Zeitung" redigierte, die schließlich zu einem freundschaftlichen Verkehr zwischen Marx und Lassalle führte.

In Preußen waren die alten reaktionären Mächte wieder erstarkt. Lassalle, der die gleiche Haltung wie die „Neue Rheinische Zeitung" annahm, forderte, daß das Volk sich bereit halten sollte, die Nationalversammlung mit den Waffen zu unterstützen.

Daraufhin wurde er am 22. November 1848 in Haft genommen und unter Anklage gestellt, „die Bürger gegen die königliche Gewalt aufgereizt zu haben".

Lassalles berühmte Antwort auf die Anklage ist vor der Prozeßverhandlung unter dem Titel „Assisen-Rede" im Druck erschienen. Sie ist in der Verteidigung nicht gehalten worden.

Endlich nach sechsmonatiger Untersuchungshaft erschien Lassalle am 3. Mai 1849 vor den Geschworenen zu Düsseldorf, um sich gegen die erhobene Anklage zu verteidigen.

Auf der Bank der Geschworenen hatten die Männer Platz genommen, die über die Schuld Lassalles entscheiden sollten. Dieser merkte gleich, daß eine ihm feindliche Luft in dem Gerichtssaal ihn umwehte. Er hatte gehofft, vor einer Menge von Zuhörern, wie es auch das Gesetz erlaubte, seine Rede vortragen zu können, aber die Richter wollten ihm wohl diesen Triumph nicht gönnen und hatten die Öffentlichkeit ausgeschlossen.

Das aber ließ sich Lassalle nicht gefallen, in höchster Erregung erhob er sich, und sprühenden Auges sprach er zu den Richtern: „Ich erhebe laut und feierlich Einspruch gegen diese Gewaltmaßregel, welche mir im letzten Augenblick die Möglichkeit raubt, die Anklage zu brandmarken." Der Gerichtshof aber beschloß trotzdem, die Öffentlichkeit auszuschließen.

Nun entspann sich ein Frage- und Antwortspiel zwischen Lassalle und seinen Richtern.

Mit Recht will sich der Angeklagte dem Beschluß nicht fügen und bittet, daß man die Zuhörer wieder hereinläßt. Aber er erreicht nicht, was er will. Er wendet sich mit erhobener Stimme an die Geschworenen: „Nun, meine Herren, so bleibt mir denn nichts übrig, als einen feierlichen Protest an Sie zu richten gegen die blutige Gewalttat, die hier unter Ihren Augen verübt wird. Nach einer sechsmonatigen, peinlichen Kerkerhaft will man mir selbst das letzte Recht entreißen, das Recht, diese Anklage öffentlich zu brandmarken, das Recht, den erstaunten Blicken der Bürger die Verbrechen, die Rücksichtslosigkeiten, die Scheußlichkeiten zu enthüllen, die man unter dem Gewande des Richters begeht."

Darob entsteht große Aufregung unter den Richtern. Das hat man wohl noch kaum gewagt, von der Anklagebank ihnen zu sagen. Aber Lassalle läßt sich nicht aus seiner Rede bringen

und fährt fort: „Ohne die Öffentlichkeit schrumpft das Recht der freien Verteidigung zu einem Puppenspiel ein. Wie, meine Herren — und diese Worte sind ganz besonders an die Geschworenen gerichtet —, vor Ihren eigenen Augen wagt man es, die nichtswürdige Heuchelei fortzusetzen, welche diesen Prozeß von Anfang an kennzeichnet? Man sagt mir: ‚Die Verteidigung ist frei, du hast das Wort, verteidige dich,‘ und stopft mir gleichzeitig einen Knebel in den Mund! Man sagt mir: ‚Kämpfe, hier hast du eine Waffe‘, und bindet mir gleichzeitig die Arme auf den Rücken! Und diese ruchlose Heuchelei, diese schamlose Gewalt sollte ich anerkennen, indem ich mich nun doch bei geschlossenen Räumen verteidige?!“

Inzwischen ist die Aufregung unter den Richtern immer größer geworden! Der eine von ihnen kann schon gar nicht mehr vor verhaltener Wut auf seinem Sessel sitzen und unterbricht Lassalle: „Sie dürfen nicht so über einen Beschluß des Gerichtshofes sprechen, ich werde Ihnen das Wort entziehen.“ Damit aber kommt er bei Ferdinand Lassalle an den Richtigen, denn er weiß, daß kein Gerichtshof der Welt einem Angeklagten das Wort entziehen darf, und im Vollbewußtsein seines Rechtes wendet sich der Angeklagte mit höhnenden und schneidenden Worten an den Vorsitzenden des Gerichtshofes: „Die Angeklagtenbank ist seit Menschengedenken eine Freistätte der Redefreiheit; ich werde Ihnen aus der Geschichte beweisen, daß man selbst vor den strengen Glaubensgerichten Spaniens den Angeklagten alles das sagen ließ, was er sagen wollte.“

Präsident und Richter hüllen sich in tiefes Schweigen und wissen nichts zu erwidern, aber Lassalle dringt trotzdem nicht durch und erhält nicht die Möglichkeit, sich öffentlich zu verteidigen. Die Geschworenen sind aber auch so zu der Ansicht gekommen, daß Lassalle unschuldig sei, und sprechen ihn frei. Wenn Lassalle seine Rede auch nicht hat halten können, so ist sie doch in vielen Exemplaren in die Welt hinausgeflattert und hat überall gezeigt, wie man im damaligen Preußen unrecht an ihm gehandelt hat. Hier beweist Lassalle der Welt, was Freiheit heißt. „Der Tag der Vergeltung naht,“ so ruft er aus, „wohl hat für den Augenblick die Regierung gesiegt.“ Lassalle sieht im Geiste eine andere Zeit kommen. „So vollständig wie unsere Schmach, so vollständig wird unsere Rache sein.“

Die Geschichte hat ihm recht gegeben, aber lange hat es gedauert, bis seine Worte in Erfüllung gegangen sind. Erst die Novemberrevolution des Jahres 1918 hat die einst in rechtloser Weise von der Regierung dem Volke aufgezwungene Verfassung beseitigt und eine freiheitliche an ihre Stelle gesetzt.

Wohl hatten die Geschworenen, die Männer des Volkes, ihn freigesprochen, aber noch eine weitere Anklage wegen Aufforderung zum gewaltsamen Widerstand gegen die Staatsgewalt schwebte gegen ihn vor dem Zuchtpolizeigericht, und hier wurde er zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Jedoch brauchte er die Strafe nicht sofort abzusitzen und blieb zunächst auf freiem Fuß.

* * *

Vorläufig hatte in Preußen die Reaktion gesiegt, und eine Zeitlang mußte Lassalle sich in der Öffentlichkeit ruhig verhalten und abwarten, bis die Aussichten für seine Tätigkeit wieder günstiger werden würden. Er wußte, daß sein Leben einen steten Kampf bedeute. So schreibt er an seine Eltern: „Hart gehe ich durchs Leben, alle weicheren Regungen des Herzens unterdrückend, führt mich mein Pfad von Felsgeröll zu Klippe und Gestein, und mit der Axt muß ich den Weg mir bahnen. In stetem Kampf, der um mich tobt und stets bereite Kraft verlangt, müssen des Herzens sanfte Regungen, muß jede süßere Wehmut schweigen.“ In solchen Briefen konnte er, der im politischen Kampfe unerbittlich war, liebevoll und zärtlich sein. Er hat stets, auch in den Zeiten größter politischer Aufregung, für seine Eltern ein warmes Herz behalten!

Zunächst aber mußte Lassalle der politischen Betätigung entsagen, denn die Zeiten waren nicht dazu angetan, eine Persönlichkeit wie ihn in der Öffentlichkeit wirken zu lassen. Überall hatte der Geist finstersten Rückschrittes gesiegt.

War auch Lassalle für den Augenblick die Möglichkeit genommen, mit seinen Gedanken vor die Welt zu treten, so verfolgte er sie doch weiter im Kreise vertrauter Freunde und in seinen Briefen.

* * *

Wir wollen uns noch einmal daran erinnern, in welch mühevoller Weise er die Prozesse für die Gräfin Hatzfeldt geführt hatte; nun war es ihm gelungen, sie glücklich zu beendigen, im Jahre 1854 folgte in dem Hatzfeldtprozeß der Friedensschluß,

und als Dank dafür bekam er nun von der Gräfin eine Jahresrente ausgesetzt, die ihm ein sorgenfreies Leben ermöglichte. Lassalle wollte sich nun einige Zeit zurückziehen, um in der Muße wissenschaftlicher Arbeit die Kräfte zu neuen Kämpfen zu sammeln. Wohin aber sollte er sich wenden? Der Aufenthalt am Rhein war ihm verleidet worden, und nach seiner Heimatstadt Breslau wollte er nicht zurück. Es zog ihn nach Berlin, wo die Fäden alles geistigen und öffentlichen Lebens zusammenliefen. Das war ihm aber gesperrt. In der preußischen Hauptstadt herrschte der Polizeigewaltige Hinckeldey, der wahrlich kein Volksfreund war. Ihn versuchte nun Lassalle davon zu überzeugen, daß er nicht so gefährlich sei, wie man ihn hinstelle, und daß er für die nächste Zukunft wirklich nicht die Absicht habe, sich mit der leidigen Politik zu beschäftigen. „Seit meine Zeit wieder frei geworden ist“, so schreibt er an den Polizeipräsidenten, „und ich so der Möglichkeit wissenschaftlicher Arbeit und der theoretischen Beschäftigung zurückgegeben bin, erscheint es mir als eine ernste Pflicht gegen mich und andere, meine Kräfte wieder mit verdoppelter Energie den wissenschaftlichen Zielpunkten zuzuwenden, denen sie leider so lange entzogen gewesen sind, und so die versäumten Leistungen nachzuholen.“

Aber trotz dieser Versicherung wollte man in Berlin Lassalle nicht recht trauen, und sein Gesuch wurde abschlägig beschieden.

So mußte er weiter in Düsseldorf bleiben, und in diesen Jahren hat er still und fleißig an seinem großen Werke über den alten griechischen Philosophen Heraklit gearbeitet.

Damals packte ihn auch der Wandertrieb, und er fuhr nach dem Orient. So ist wenigstens einmal in sein so kurzes und arbeitsreiches Leben ein südlicher Hauch gefallen. Er stand an dem herrlichen Gestade des Goldenen Horns in Konstantinopel und kam bis zu den Pyramiden am Nil.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland versuchte er aufs neue die Erlaubnis zu erhalten, seinen Wohnsitz in Berlin aufzuschlagen. Diesmal gelang es ihm besser, vielleicht auch deshalb, weil Berlin inzwischen einen neuen Polizeipräsidenten erhalten hatte. 1857 bekam Lassalle die Erlaubnis, sich in der Hauptstadt des Landes aufzuhalten. Ganz zurückgezogen, nur wissenschaftlichen Studien hingegeben, lebte Lassalle im Anfang

seines Berliner Aufenthalts. Noch war die Stadt nicht die gewaltige Weltstadt unserer Tage mit dem nicht aussetzenden, brausenden Verkehr. Aber Berlin war doch schon für jene Zeit eine große Stadt, in der die Fabriken zu wachsen begannen, seitdem die Dampfmaschine die handwerksmäßige Arbeit fast verdrängt hatte. Einer der Freunde Lassalles aus den damaligen Tagen war der Verleger Franz Duncker, der ihm half, sein großes Werk über Heraklit, das Ergebnis langjähriger Arbeiten, in aller Welt bekanntzumachen.

Mit einem Schlage war der bisher als Demokrat und Volksaufwiegler verschriene Mann durch das Erscheinen dieses Buches in der wissenschaftlichen Welt geachtet. Berühmte Gelehrte erkannten, daß hier ein bedeutendes Werk der Welt geschenkt worden war.

Vor dem Gebäude der Berliner Universität stehen die Denkmäler der beiden großen Forscher Alexander und Wilhelm von Humboldt. Der erstere von beiden bat Lassalle zu sich und sprach ihm seine Anerkennung aus über das, was er geleistet hatte. Außer ihm könnten wir noch viele andere Namen von Gelehrten nennen, die damals Lassalle auszeichneten.

Wie mancher wäre glücklich in dem erworbenen Ruhme gewesen und hätte sich nun eine kleine Ruhepause gegönnt. Das aber lag nicht in Lassalles Art. Rasten hieß für ihn Rosten, und aus der abgeschlossenen Arbeit stürzte er sich in eine neue.

Viertes Kapitel.

Der Beginn des Kampfes.

Vorboten einer neuen Zeit aber machten sich gegen Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Preußen bemerkbar. Die Regierung König Friedrich Wilhelms IV. ging zu Ende, und von seinem Bruder und Nachfolger, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, erwartete man eine etwas freiheitlichere Regierung. So konnte auch Lassalle allmählich wieder daran denken, sich der Politik zu widmen. Vorher aber nahm ihn noch eine andere Arbeit in Anspruch.

Ist es nicht etwas Merkwürdiges, daß ein Mann wie Ferdinand Lassalle, dessen Fähigkeiten vor allem auf dem Gebiete

der Politik lagen, auch das Drama „Franz von Sickingen“ geschrieben hat? Was für große Gaben muß dieser Mann von der Natur erhalten haben, daß er so viel Verschiedenes leisten konnte! Niemals genügte es ihm, nur ein Ding zu treiben. Als er noch mitten in der großen wissenschaftlichen Arbeit über den Heraklit steckte, las er viel aus der Geschichte der deutschen Reformation, jener Zeit, in der Martin Luther gelebt hat und in der ein neuer Glaube zu entstehen begann. Mußte er denn nicht in jener Zeit viel Verwandtes mit seinem eigenen Wesen finden? In dem Drama beschwört er zwei Männer aus jener Vergangenheit wieder zum Leben herauf, Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen. Er läßt seinen Helden für ein einiges Deutschland kämpfen, das durch die Eifersucht der deutschen Fürsten auseinander bröckelt. Wohl spielt das Drama in der Vergangenheit, aber im Grunde ist es nur ein Spiegel Lassalles eigener Seele. Er spricht zu uns selbst durch den Mund seines Helden.

„Ich kann nicht schweigen, kann durch Schweigen nicht
Mir Obdach und des Leibes Sicherheit erkaufen!
Mich treibt der Geist! Ich muß ihm Zeugnis legen,
Kann nicht verschließen, was so mächtig quillt.“

Das ist der ganze Lassalle, der rücksichtslos seine Person stets eingesetzt hat, wenn er der Sache der Wahrheit zu dienen glaubte.

So ist also unser Freund mit seiner Tragödie „Franz von Sickingen“ auch unter die Dichter gegangen. Doch war es nur ein kurzer Ausflug in jenes Gebiet, denn sein eigentliches Schaffen war die Gegenwart, und bald reifte die Zeit, in der er vor die Welt hintreten und sein Werk beginnen konnte. Dann konnte er mit seinem Helden Franz von Sickingen ausrufen:

„Will eine neue Ordnung machtvoll gründen
Und eines Tuens mich erfrechen, dessen
Kein röm’scher Kaiser je sich unterfing.“

Lang war für Ferdinand Lassalle die Zeit der Vorbereitung auf seine eigentliche Tätigkeit, das Werk der Arbeiterbefreiung, und verhältnismäßig kurz waren die Jahre, die ihm das Schicksal übrigließ, um sie durchzuführen. Auch wir müssen uns noch ein Weilchen gedulden, ehe wir ihm auf die Tribünen hinaus folgen können, von denen er die Massen mit sich fortreißt.

Ein einziges Mal in seinem Leben hat er sich veranlaßt gesehen, sich auch literarisch durch sein Buch „Der Italienische Krieg“ in die großen Händel der Welt hinein zu mischen. Im Jahre 1859 tobte ein Krieg zwischen Österreich und Italien, das mit Frankreich unter dem Kaiser Napoleon verbündet war.

In diesem Krieg lag das gute Recht zweifellos auf der Seite Italiens, denn Österreich war noch im Besitz einer Reihe italienisch sprechender Provinzen, die es nicht herausgeben wollte. Lassalle aber erkannte, daß jedes Volk das Recht hatte, alle seine Teile in einem Staate zu vereinen. Österreich aber sammelte die verschiedensten Völker unter seine Fahnen, deshalb gehörte es seiner Ansicht nach nicht mehr in die Neuzeit und ist zur Zertrümmerung reif, wodurch auch seine deutschen Provinzen an Deutschland fallen würden.

Die Zukunft hat ihm recht gegeben; was er für das Jahr 1859 erhoffte, das ist im Jahre 1918 eingetreten! Österreich ist zerfallen, und es ist nur eine Frage der Zeit, daß das übriggebliebene Deutschösterreich zu Deutschland zurückkehren wird.

In Berlin gab es inzwischen manche Veränderungen.

Nur kurze Zeit hatte König Wilhelm I. in freiheitlichem Sinne die Regierung geführt, dann ließ er dem alten konservativen Regiment wieder freie Hand, das seinem Wesen am nächsten lag.

Die Neugestaltung des Heerwesens brachte ein schweres Zerwürfnis zwischen dem König und den Vertretern seines Volkes und zeigte, daß die Verfassung mit all den Rechten, die das Königtum dem Volke zugestanden hatte, eigentlich nur auf dem Papier stand und daß der König, der die Soldaten, die Gewehre und Kanonen besaß, machen konnte, was er wollte.

Das war der Augenblick, in dem Lassalle aus der Stille seines Studierzimmers in die Öffentlichkeit hinaustrat.

Am 16. April 1862 sprach er in einem Berliner Bezirksverein. So war wohl hier noch nie zu den Berliner Bürgern gesprochen worden.

Ist es nicht, als ob wir das leidenschaftliche Antlitz mit den mächtigen Augen vor uns sähen und dem so beredten Mund, der seine Zuhörer fortzureißen verstand? Hier sprach einer zu den Massen, dem die Zukunft gehörte. Noch aber war das Volk erst im Erwachen, wie ein junger Löwe, der im Morgengrauen seine Glieder reckt und sich seiner Kraft noch nicht bewußt ist.

Auf dem Thron aber saß ein Mann, der glaubte, daß er seine Krone von Gott empfangen habe und daß das Volk nicht mit zur Regierung berufen sei, höchstens mitreden durfte es. Auch er konnte nicht ahnen, daß zu Lebzeiten seines Enkels das deutsche Volk sein Geschick selbst in die Hand nehmen würde und daß die Männer, die in den Ideen Lassalles groß geworden sind, es einer neuen Zukunft entgegenführen sollten.

* * *

Wir aber wollen uns in Gedanken in jenen Saal zurückversetzen, in dem Lassalle zu den Berliner Bürgern sprach.

„Es ist die Aufforderung an mich ergangen," so begann er schlicht und einfach seine Rede, „dieser geehrten Versammlung einen Vortrag zu halten, und ich habe dafür einen Gegenstand gewählt, der sich von selbst empfiehlt, weil er vor allem an der Zeit ist. Ich werde nämlich über Verfassungswesen sprechen."

Es waren Männer der Arbeit, der praktischen Arbeit, die vor ihm saßen, und verständlich und volkstümlich mußte er zu ihnen sprechen, zu ihnen, die alle einen Tag schwerer Arbeit hinter sich hatten, wollte er von ihnen verstanden werden. Was ist denn eigentlich *Verfassung*, so begann er sich selbst zu fragen, es spricht ja ein jeder davon. „In allen Zeitungen, in allen Gesellschaften, in allen Wirtshäusern ist unablässig von Verfassung die Rede." Wer aber könnte auf die Frage eine Antwort geben, wollte man ihr ernstlich auf den Grund gehen?

Diese Antwort aber gab Lassalle in seinem prachtvollen Vortrag, der heute noch nach sechzig Jahren so frisch zu lesen ist, als wäre er gestern gehalten. Denken wir einmal einen Augenblick, wir wären die Zuhörer und säßen zu seinen Füßen. Soeben hat er uns gebeten, uns einmal vorzustellen, es wären alle Gesetze, die bisher in Preußen erlassen worden sind, untergegangen, und man müßte neue machen. Nicht willkürlich könnte das geschehen, man könnte nicht einfach sagen — immer noch in dem Gedanken, daß wir uns sechzig Jahre zurückversetzt haben —, wir wollen dem König gar keine Stellung mehr gönnen.

„Da würde der König Wilhelm I. einfach sagen: Die Gesetze mögen untergegangen sein, aber tatsächlich gehorcht mir die Armee, marschiert auf meinen Befehl, tatsächlich geben auf meinen Befehl die Kommandanten der Zeughäuser und Kasernen die Kanonen heraus, und die Artillerie rückt damit in die Straße,

und auf diese tatsächliche Macht gestützt, leide ich nicht, daß ihr mir eine andere Stellung macht als ich will." So würde der König sprechen, Lassalle aber fährt fort und sagt: „Sie sehen, meine Herren, ein König, dem das Heer gehorcht und die Kanonen — das ist ein Stück Verfassung." Verfassung ist also nicht ein Stück Papier mit toten Buchstaben, sondern Macht, und in Gedanken sah Lassalle vielleicht die Zeit voraus, in der nicht mehr die Zahl der Bajonette die Verfassung verkörpert, sondern die Gewalt der Arbeiterbataillone, jener Massen, die, geknechtet und versklavt, um die Befreiung ringen.

Dem damaligen Kleinbürger mag etwas bang ums Herz gewesen sein wegen der kühnen Worte des Redners. Der ging nicht um die Dinge herum, sondern frisch darauf los.

Das zweite Stück Verfassung, das Lassalle seinen Zuhörern vorführte, ist der Adel. Jeder von seinen Zuhörern wußte, welche Stellung dieser im preußischen Staate einnahm, wie er imstande war, den König zu beeinflussen und ihn zu veranlassen, im Interesse des Adels das Heer und die Kanonen in Bewegung zu setzen. „Sie sehen also, meine Herren, ein Adel, der Einfluß bei Hof und König hat, das ist ein Stück Verfassung." Immer mehr aber kamen die Hörer in den Bann der scheinbar so ruhig dahinfließenden Rede Lassalles. Jeder, auch der, der sonst so wenig gewöhnt war zu denken, er empfand hier, daß oben am Rednerpult ein Mann stand, der den alten Gewalten gegenüber eine Sprache führte, wie sie diese seit langem oder vielleicht noch nie gehört hatten. Und Schritt für Schritt führte er seine Hörer auf dem Wege weiter, den er sich vorgenommen hatte. Er erzählt ihnen nun, wie nicht nur der Adel, wie nicht nur der König eine gewaltige Macht im Lande darstellt, wie dies vor allem die Männer tun, die die Erzeugung der Güter in ihren Händen hatten, die Seidenfabrikanten, die Kattunfabrikanten, von denen das Heer der Arbeiter abhängig ist. Auch sie sind ein Stück Verfassung, denn sie üben eine tatsächliche Macht im Lande aus. Wie er dies von den großen Fabrikanten bewiesen hat, so beweist er es nun von den Männern des Geldes.

Er gibt aber auch seinen immer eifriger und immer gespannter lauschenden Zuhörern eine Waffe in die Hand, wenn er ihnen sagt: „Wenn man dem Volke seine ganze Freiheit, seine per-

sönliche Freiheit entziehen wollte, würde das gehen?“ Nein, das ginge nicht. Denn dann würde der Staat auf den gesamten Widerstand der Volkskreise stoßen, sie würden ausrufen: „Wir wollen uns lieber totschlagen lassen, ehe wir dies erdulden.“

Mußte es nicht wie das Rütteln eines Frühlingssturmes an die Seelen dieser bedrückten Menschen pochen, wenn man ihnen sagte: „Auch ihr seid ein Stück Verfassung!“

Lassalle ließ seinen Hörern Zeit, das alles durchzudenken und in sich durchzuleben. Sorgfältig aber hütete er sich, sie irgendwie aufzureizen, und seine Rede behielt ganz das Aussehen eines wissenschaftlichen Vortrags.

Die Novemberrevolution des Jahres 1918 hat in wenigen Stunden all die Mißstände hinweggefegt, gegen die Lassalle damals angekämpft hat, aber fast sechzig Jahre hat es gedauert, ehe das Volk sich zu dieser Tat aufraffte und sich die innere Freiheit erkämpfte.

Damals aber im alten Preußen gehörte schon ein Mut dazu, in offener Versammlung zu sagen, daß die Macht im Staate eigentlich einer ganz kleinen Gruppe von Menschen gehörte und daß die anderen völlig rechtlos waren. Lassalle sagte ihnen: Was nutzt euch das Blatt Papier, die geschriebene Verfassung, wenn die wirkliche Verfassung ganz anders aussieht. Denn nur auf diese, auf die tatsächlichen Machtverhältnisse kommt es an. Diese hatten sich wohl im Frühjahr des Jahres 1848 geändert, aber das Volk hatte nicht die Kraft und den Willen, auf dieser Änderung zu bestehen. Damals war der Zeitpunkt gekommen, zu dem das Volk es hätte erreichen können, aus dem Fürstenheer ein Volksheer zu schaffen.

Nichts aber ist von all dem geschehen, und so sind die tatsächlichen Machtverhältnisse bestehen geblieben.

Der Weg aber ist nun vorgezeichnet und mit unauslöschlicher Schrift in die Seelen seiner Hörer das Wort geschrieben: „Verfassungsfragen sind ursprünglich nicht Rechtsfragen, sondern Machtfragen, die wirkliche Verfassung eines Landes existiert nur in den tatsächlichen Machtverhältnissen, die in einem Lande bestehen, geschriebene Verfassungen sind nur dann von Wert und Dauer, wenn sie der genaue Ausdruck der wirklichen, in der Gesellschaft bestehenden Machtverhältnisse sind —, das sind die Grundsätze, die Sie festhalten wollen.“

War es nicht eigentlich nur ein Schritt, der zu tun war? Mit aller Kraft hätte die Veränderung dieser tatsächlichen Machtverhältnisse angestrebt werden müssen, das heißt für das Volk, sich seiner Kraft bewußt werden und das Joch abschütteln. So sah Lassalle den Weg voraus, der gegangen werden mußte und der in unseren Tagen gegangen worden ist. Damals war die Masse noch nicht reif für die Gedanken, die ihnen Lassalle zuwarf. Sein Flug eilte weit den Ereignissen voraus.

Er sah im Geiste die Arbeiter als die Träger einer neuen Zeit, sah sie das Joch abwerfen, das Königtum und Fürstentum, Adel und Geldwirtschaft über sie verhängt hatte. Aber die er rief, wollten den Ruf noch nicht hören. Es war ja auch nur das erste Trompetensignal, das er mit diesem Vortrag gegeben hatte. In den zwei kurzen Jahren, die das Geschick ihn noch am Leben ließ, wurde er nicht müde, immer wieder die Massen aufzurütteln aus ihrem dumpfen Schlafe und ihnen zu sagen, daß sie es sein müßten, die sich ihrer Kraft bewußt sein sollten, die Welt aus den Angeln zu heben und sie befreien könnten von der Faust der Junker und der noch schwerer drückenden Last des Kapitals.

Ferdinand Lassalle verzehrte sich in diesen Jahren in unermüdlicher Arbeit. Es sah so aus, als wollte er mit seinen Schriften und Reden ganz Deutschland in Flammen setzen. Aber der Deutsche braucht lange Zeit, um neue Gedanken in sich zu verarbeiten, und die Berliner Bürgervereine, in denen Lassalle sprach, waren nicht gewillt, ihm allzu schnell Gefolgschaft zu leisten.

Erst der Weltkrieg mit seinem furchtbaren Unglück mußte kommen, bis die Ideen Lassalles den Sieg davontrugen.

Fünftes Kapitel.

Das Arbeiterprogramm.

Es war am 12. April des Jahres 1862, als die Arbeiter der großen Maschinenfabriken der Oranienburger Vorstadt von Berlin in ein Lokal in der Borsigstraße strömten, um in einem Handwerkerverein einem Vortrag beizuwohnen, den Ferdinand Lassalle unter dem gewichtigen Titel: „Über den besonderen Zu-

sammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes" angekündigt hatte.

Sicherlich war diese Bezeichnung etwas schwer für die einfachen Zuhörer gewählt, und da dieser Vortrag nicht mit dem Abend, an dem er gesprochen war, verhallte, hat sich ein kürzerer Name für ihn eingebürgert. Einfach und schlicht nennen wir ihn: „Das Arbeiterprogramm". Wenn wir es heute lesen — ich möchte bitten, meine lieben Freunde, daß ihr das alle tut —, so wundern wir uns, daß nicht an jenem Abend alle Zuhörer dem Redner begeistert zujauchzten, daß sie nicht merkten: Da oben steht der Mann, der uns, die einfachen Arbeiter, einer neuen Zukunft entgegenführen wird.

Aber seine Rede zündete nicht in dem Maß, wie wir es heute glauben möchten, wo doch nur die Worte gedruckt vor uns liegen! Und was ist der Grund dafür? Man war eben damals in jenen Kreisen von langer Tagesfron ermüdeter Arbeiter noch nicht genügend geschult, den oft schwer verständlichen und mit einer Menge wissenschaftlicher Angaben erfüllten Rede zu folgen. Allzu volkstümlich aber wollte Lassalle absichtlich nicht sprechen, denn sonst hätten ihn seine Gegner beschuldigt, daß es ihm nur darauf ankäme, die Arbeiter mit sich fortzureißen, ohne ihnen etwas Gründliches gesagt zu haben. Ist es nicht auch zu allen Zeiten das Schicksal der Großen gewesen, daß sie von den Menschen, die mit ihnen lebten, noch nicht vollständig verstanden wurden? Das wußte auch Lassalle, als er sprach. Wie man eine gewaltige Festung nicht mit einem Schuß zur Übergabe zwingen kann, so konnte er auch von seinen Hörern nicht verlangen, daß sie bald mit ihm durch dick und dünn gehen würden. Aber er hoffte, daß es ihm doch gelungen sei, das heilige Feuer der Begeisterung in einigen seiner Zuhörer zu entfachen. „Wenn unter Ihnen, meine Herren," so sagte er am Schluß, „die Sie mir heute zuhören, nur zwei oder drei wären, in welchen es mir geglückt wäre, die sittliche Glut dieses Gedankens zu entzünden, in jener Vertiefung, die ich meine und Ihnen geschildert habe, so würde ich das bereits für einen großen Gewinn und mich für meinen Vortrag belohnt betrachten."

Welches waren nun die Gedanken, die Lassalle damals seinen Zuhörern vortrug, und die uns so wichtig erscheinen, daß wir uns heute noch mit ihnen beschäftigen müssen?

Zuerst meistert er in einem raschen Überblick die Vorgänge der Vergangenheit. Er entrollt vor seinen Zuhörern die Hauptfragen der Französischen Revolution, die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Welt ein anderes Aussehen gab. Damals, als der dritte Stand, der Stand der Bürger um seine Anerkennung neben Adel und Geistlichkeit zu kämpfen begann. „Was ist der dritte Stand?", so fragte damals der französische Abt Sieyès, der sich auf die Seite des Volkes gestellt hatte. Und er gab sich selbst die Antwort darauf mit dem kurzen Worte: „Nichts"; dann aber fragte er weiter: „Was sollte der dritte Stand sein?", und wieder antwortete er sich ebenso kurz und treffend: „Alles".

Nun ist die Wissenschaft einen Schritt weiter gegangen. Im Mittelalter war der Großgrundbesitz das Zeichen der besitzenden Klasse, jetzt aber waren es die Mengen flüssigen Geldes oder, wie man es kurz nennt, das Kapital.

Das aber ist ein Zustand, der für das wahre Gedeihen der Menschheit nicht minder schädlich ist als der vorige, wo der Adel regierte. Die Zukunft aber muß der Welt ein anderes Aussehen geben. Nicht mehr darf der Besitz irgendwelcher Art das Recht verleihen, über andere Menschen zu herrschen; nein, nur die Arbeit, die für das Wohl der Menschheit geleistet wird, kann der Maßstab sein, nach dem der einzelne zur Macht im Staate heranwachsen darf.

Der Arbeiter also ist der Träger der Zukunft, wohlverstanden und um jeden Irrtum von vornherein auszuschalten, sei es ausdrücklich gesagt, nicht nur der körperlich Arbeitende, der Industriearbeiter ist damit gemeint, sondern jeder, der von dem Ertrage seiner Arbeit lebt: „Arbeiter sind wir alle," so sagt Lassalle, „insofern wir nur eben den Willen haben, uns in irgendeiner Weise der menschlichen Gesellschaft nützlich zu machen. Der vierte Stand, das ist der Arbeiterstand, in dessen Herzfalten daher kein Keim einer neuen Bevorrechtung mehr enthalten ist, ist eben deshalb gleichbedeutend mit dem ganzen Menschengeschlecht. Seine Sache ist daher in Wahrheit die Sache der gesamten Menschheit. Seine Freiheit ist die Freiheit der Menschheit selbst, seine Herrschaft ist die Herrschaft aller."

Und nun, meine lieben Leser, bitte ich, recht genau aufzumerken und dies in euch aufzunehmen: Nicht eine neue Klassenherrschaft wollte Lassalle heraufführen, sondern die Beseitigung derselben.

nn er den Arbeiterstand zur Grundlage des Staatswesens chen will, so soll nicht an die Stelle der Herrschaft einer Klasse einer anderen treten, aber die, die arbeiten, sollen wirklich Früchte ihrer Arbeit genießen und im Mittelpunkt des Staats- ens stehen. Ein neues Zeitalter wollte er heraufführen, das n Menschen die Freude an ihrem Dasein gewährt und keine erdrücker und keine Unterdrückten mehr kennt. Nun werdet verstehen, wenn wir sagen, die, die arbeiten, die Arbeiter n den wahren Inhalt des Staates ausmachen, ihn beherrschen regieren.

Wenn man nun fragt, warum alle diese wundervollen Ideen t schon lange in die Wirklichkeit umgesetzt sind, warum nicht n lange jenes Zeitalter heraufgeführt ist, das unser Redner sich sah, so werden wir zwei Gründe dafür anzuführen haben; mal ist es der Widerstand, den die besitzenden Klassen natur- äß gegen die Beseitigung ihrer Vorrechte zur Geltung brach- und andererseits die Tatsache, daß die Menschheit noch nicht war und vielleicht auch heute noch nicht reif ist, um so zu deln, wie es Lassalle von ihr erwartete, nämlich ganz er- t zu sein von der Größe der ihr gestellten Aufgabe.

Wir aber wollen jetzt wieder in jenen Saal zurückkehren, in der Redner seinen Zuhörern seine Ideen entwickelte. Es keine leichte Gedankenarbeit, die er mit seiner Rede den achen Männern zumutete, die ihn damals umgaben.

Besonders viel sprach er an jenem Abend noch vom Staate, er eine sehr hohe Aufgabe zumaß, nämlich die Entwicklung Freiheit, die Entwicklung des Menschengeschlechts in die rklichkeit umzusetzen. Vor allem aber wollte er dem Staate n neuen Zweck geben, die Herrschaft des Arbeiterstandes zur sache zu machen. Er sah in der Zukunft eine neue Kultur, neue Sittlichkeit.

Jeder aber, der sich zum Arbeiterstand in dem oben gekenn- hneten Sinne bekennt, hat eine neue Pflicht. Jeder muß von Würde, die auf ihm liegt, ganz und gar durchdrungen sein. s ziemen Ihnen", so sagte er, „nicht mehr die Laster der Unter- ckten, noch die müßigen Zerstreuungen der Gedankenlosen, selbst der harmlose Leichtsinn der Unbedeutenden. Sie sind Fels, auf welchem die Kirche der Gegenwart gebaut wer- soll."

Von seinen Zuhörern wünschte Lassalle, daß sie die Gedanken, die sie eben hörten, nie mehr vergäßen, daß sie alle ihre Mußestunden, ihre Spaziergänge, ihre Zusammenkünfte erfüllten, und selbst wenn sie sich auf ihr hartes Lager nach anstrengender Tagesarbeit zur Ruhe legten, dann sollte dieser Gedanke ganz in ihnen sein, bis sie in das Reich des Traumes hinüberglitten. Er hoffte, daß dadurch die Zeit schneller herannahen würde, in der seine Gedanken zur Verwirklichung heranreiften. Er verglich den Augenblick, in dem er sich befand, mit der Freude des Wanderers, der von einem Berggipfel auf die Lande herunterschaut.

„Von den hohen Bergspitzen der Wissenschaft aus, meine Herren, sieht man das Morgenrot des neuen Tages früher als unten in dem Gewühl des täglichen Lebens.

Haben Sie bereits einmal, meine Herren, einen Sonnenaufgang von einem hohen Berge aus mit angesehen? Ein Purpursaum färbt rot und blutig den äußersten Horizont, das neue Licht verkündend, Nebel und Wolken raffen sich auf, ballen sich zusammen und werfen sich dem Morgenrot entgegen, seine Strahlen momentan verhüllend, aber keine Macht der Erde vermag das langsame und majestätische Aufsteigen der Sonne selbst zu hindern, die eine Stunde später aller Welt sichtbar helleuchtend und erwärmend am Firmamente steht.

Was eine Stunde ist in dem Naturschauspiel eines jeden Tages, das sind ein und zwei Jahrzehnte in dem noch weit imposanteren Schauspiel eines weltgeschichtlichen Sonnenaufganges.“

Sind das nicht wundervolle Worte, die man niemals wieder vergißt, wenn man sie nur einmal richtig in sich aufgenommen hat? Wer von allen den Männern, die damals im politischen Leben in den anderen Parteien hervortraten, konnte sich mit diesem Redner vergleichen? Das war eine Glut der Sprache, eine tiefinnerliche Begeisterung für eine Sache, die eigentlich jeden packen mußte. Um so erstaunter sind wir, daß damals der Eindruck doch ein verhältnismäßig so geringer war. Die Zeit war eben noch nicht reif; das aber ist das Tieftraurige in dem Leben Lassalles, daß er das Reifwerden nicht mehr sehen konnte.

Der einzige, der sich „liebevoll“ mit der Rede befaßte, die Lassalle in jenem Arbeiterviertel gehalten hatte und die er auch im Druck erscheinen ließ, war der — Staatsanwalt. Da Lassalle wußte, wie sehr man seinem Schaffen auf die Finger sah und mit welch

kritischen Augen man seine Persönlichkeit verfolgte, so hatte er sich mit jedem Worte sehr vorgesehen. Trotzdem aber glaubte der Staatsanwalt, daß er immer noch zuviel gesagt habe, und ließ die gesamte Auflage der Rede — etwa 3000 Exemplare —, die bei einem Berliner Drucker hergestellt war, beschlagnahmen und erhob am 4. November 1862 Anklage gegen Lassalle mit dem Vorwurf, er habe die besitzlosen Klassen zum Haß gegen die Besitzenden aufgestachelt. Der Staatsanwalt, der dies tat, hieß v. Schelling und war der Sohn des berühmten Philosophen Schelling. Er wandelte aber gar nicht in den Spuren seines Vaters, und von den Gedanken der Weltweisheit hatte er wenig in sich aufgenommen. Am 17. November 1862 eröffnete das Berliner Stadtgericht das Verfahren, und am 16. Januar des nächsten Jahres kam der Prozeß zur Verhandlung.

Wie der Fechter es lernt, alle Angriffe seines Gegners zu parieren und ihnen zuvorzukommen, mit derselben Sicherheit bewegte sich Lassalle allen Vorwürfen des Staatsanwaltes gegenüber und machte ihm das Leben nicht leicht. Er ging in seiner Verteidigung von dem Satze der Verfassung aus, der die Grundlage jedes Kulturstaates zu bilden hat: Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. In langer, mit dem Rüstzeug gediegener wissenschaftlicher Arbeit ausgestatteten Rede setzte er nun auseinander, daß er damals in jenem Saale der Borsigstraße den Arbeitern nichts anderes als Wissenschaft vorgetragen, und er somit den Anspruch auf den Schutz der Verfassung habe. Aber was half ihm das alles? Das Gericht und der Staatsanwalt wollten ihn nicht verstehen. Er sagte ihnen: Eigentlich müßten Sie mir dafür danken, daß ich es unternommen habe, jene Kluft auszufüllen, die die Wissenschaft von den einfachen Männern des Volkes trennt. Auf diese Weise trage ich die Ergebnisse der Forschung, die in der Studierstube heranreiften, dem Volke vor.

In prächtiger Weise versetzte er dem Staatsanwalt Schlag auf Schlag. Dafür nur ein Beispiel: „Kein Arbeitsmann", so sagte er, „hat meinen Vortrag so schlecht verstanden wie der Staatsanwalt, und ich überlasse ihm die Wahl, ob seine Fähigkeit zu verstehen oder sein Wille dazu so gering ist."

Man merkt, welch überlegener Geist auf der Anklagebank saß, wie hoch der Gedankenflug Ferdinand Lassalles über dem alltäglichen Denken des Staatsanwaltes erhaben war. Wie mußte

es den Anklagevertreter besonders ärgern, daß er immer wieder den Geist des verstorbenen großen Philosophen v. Schelling dem kleinen Sohne, dem Staatsanwalt gegenüber aus dem Totenreich heraufbeschwor! Er führte Worte des Vaters an, um sich gegen den Sohn zu verteidigen, und wenn er einmal den Vater sagen ließ: „Einem Solchen unverständlich bleiben, ist Ruhm und Ehre vor Gott und den Menschen“, so wußte der Staatsanwalt ganz genau, daß dieses Wort seines Vaters nun gegen ihn, den Sohn, herhalten mußte. Noch einmal faßte er die ganze Kraft seiner Rede in prophetischen Worten zusammen. Er bat die Richter, im Auge zu behalten, daß sie an die Geschichte denken sollten, die einstmals über ihren Urteilsspruch zu Gericht sitzen werde. „Um der Nation und Ihrer Ehre willen, um der Wissenschaft und Ihrer Würde, um des Landes und seiner gesetzlichen Freiheit, um des Angedenkens willen, das die Geschichte Ihrem eigenen Namen, meine Herren Präsident und Räte, bewahren wird, rufe ich Ihnen zu: Sprechen Sie mich frei.“

Aber man tat es nicht, und vier Monate Gefängnis waren der Lohn für das Aussprechen von Gedanken, denen die Zukunft gehörte. Gegen dieses Urteil legte Lassalle Berufung ein, dadurch erhielt er wenigstens die Genugtuung, daß vom Kammergericht die Gefängnisstrafe in eine nicht zu große Geldstrafe umgewandelt wurde.

Sechstes Kapitel.

Im Fieber des Schaffens.

Wir haben mit der Betrachtung des Lassalleschen Prozesses schon ein wenig in das Jahr 1863 hinübergeblickt, müssen aber aus dem vergangenen Jahre noch einige bemerkenswerte Ereignisse aus dem Leben Ferdinand Lassalles nachholen. Seine Tätigkeit hatte sich auf den verschiedensten Gebieten ausgebreitet. Es ist erstaunlich, was dieser eine Mann alles aus seiner Arbeitskraft herausholen konnte. Trotz seines Wirkens für die Arbeiter fand er auch noch Zeit, seiner alten Jugendliebe, der Weltweisheit treu zu bleiben. Die Philosophische Gesellschaft in Berlin forderte ihn im Frühjahr 1862 anläßlich des hundertsten Geburtstages Fichtes auf, eine Festrede zu halten, ein Beweis dafür, daß seine revolutionären Ideen nicht dazu beigetragen hatten, ihm den

Zugang zu der gebildeten Welt zu versperren. Man achtete dort seine ehrliche Überzeugung, auch wo man sie nicht teilen konnte. Die Rede, die Lassalle vor dieser Gesellschaft und ihren Gästen hielt, trug den Titel: „Die Philosophie Fichtes und die Bedeutung des deutschen Volksgeistes.“ Wieder zeigt sich hier Lassalle in der ganzen Fülle seiner herrlichen Schaffenskraft. Er meistert die Gedankengänge, wie wenn sie nur leichtes Spielwerk wären. Hier schlägt er auch deutsche Töne an, denn die deutsche Einheit erschien ihm als ein Ziel, für das sich jedes edle deutsche Herz erheben müsse. So ist das Streben nach der deutschen Einheit, um die man damals schon fünfzig Jahre lang gerungen hatte, auch ein Punkt gewesen, für den Lassalle den Kampf der Geister aufrief. Es bleibt ein schöner Gedanke, zu wissen, daß der Mann, der dem Stande der Arbeiter den Weg zu einer freieren Zukunft gewiesen hat, auch an dieser Zukunftshoffnung Deutschlands auf seine Einheit nicht achtlos vorübergegangen ist. Gewiß hat er niemals daran gedacht, die deutsche Frage auf die Weise zu lösen, wie es Bismarck nachher getan hat, nämlich durch Blut und Eisen, dieser Gedanke lag abseits seiner Persönlichkeit; aber beschäftigt hat er sich mit dieser Frage und in jener Rede seinen Ideen darüber Ausdruck gegeben. Er hoffte, daß der deutsche Staat, den einstmals die Glocken einläuten werden, ein Staat sein würde, der in dem Geiste der Gedanken jenes großen Weltweisen Fichte erbaut sein wird. Wahrscheinlich wäre Lassalle, wenn er es erlebt hätte, mit dem deutschen Staat, wie er erbaut worden ist, der so ganz auf der Gewalt der Kanonen und der Überzahl der Soldaten errichtet wurde, nicht zufrieden gewesen.

Wenn wir uns seine Persönlichkeit in diesem Jahre 1862 völlig vergegenwärtigen wollen, so müssen wir sie uns gleich einem ewig tätigen Vulkan vorstellen, der seine Feuermassen nach allen Seiten herausschleudert. Es erstaunt uns immer wieder, von welcher Lebhaftigkeit sein Geist war, und welche Fähigkeit er besaß, sich in die verschiedensten Gegenstände blitzesschnell hineinzuarbeiten. In einem Briefe an Karl Marx, der in London weilte, schrieb er über seine Tätigkeit unterm 2. Juni aus Berlin: „Ich bin seit Mitte Januar wieder hier. Seitdem habe ich den ‚Julian‘ geschrieben, das Fichtefest, die Rede, Memoiren, die Verfassungsrede. Nimm hinzu, daß ich etwas

politisch-praktische Agitation begonnen. So habe ich den Verfassungsvortrag in vier Vereinen gehalten. Außerdem einen weit längeren Vortrag über den Arbeiterstand geschrieben und in einem Arbeiterverein gehalten. (Ich habe mich jetzt auch entschlossen, ihn drucken zu lassen; er ist bereits unter der Presse. Sowie er fertig ist, sende ich ihn Dir.) Nimm hinzu die entsetzliche Zeit, die mit geringstem Agitieren verloren wird, Rücksprachen usw. Nimm hinzu eine täglich anschwellende und unbequem werdende Korrespondenz; und endlich, daß ich diese und jene Bücher, die erscheinen, um notdürftig auf dem laufenden zu bleiben in diversen Wissenschaften, mitlesen muß — und Du wirst Dir sagen, daß ich seit meiner Rückkunft noch keinen Augenblick frei gehabt haben kann."

Im Sommer des Jahres 1862 hatte Lassalle das dringende Bedürfnis, einmal auszuspannen. Er fuhr zuerst nach London, um dort mit Karl Marx über die Dinge, die ihnen beiden so sehr am Herzen lagen, über die Zukunft der Arbeiterbewegung sich auszusprechen. Doch ist es in der englischen Hauptstadt wohl nicht zu einer befriedigenden Lösung der Streitfragen, die sie beide beschäftigten, gekommen; denn seit jener Reise ist eine merkliche Entfremdung eingetreten, und ihr Briefwechsel brach plötzlich ab. Aber es wäre unrecht, wenn man so weit gehen und sagen wollte, daß es zu einem Zerwürfnis zwischen den beiden Männern gekommen sei. Die Ziele, die ihnen vorschwebten, waren die gleichen, aber die Wege waren verschiedene. Trotz aller revolutionären Ideen, von denen Lassalle erfüllt war, stand er doch auf dem Boden der Gegenwart, und er hoffte, daß der Staat schließlich einen Weg finden würde, um die arbeitenden Klassen aus ihrer Not zu befreien; Karl Marx sah aber dazu nur die Möglichkeit durch einen Umsturz der Gesellschaftsordnung.

Von London reiste Lassalle in die Schweiz, und als er von dort frisch und erholt nach Deutschland zurückkehrte, fand er im politischen Leben eine schwüle Gewitterstimmung vor.

Es war zu einem schweren Konflikt zwischen König Wilhelm I. und der Vertretung des Volkes, dem Abgeordnetenhause gekommen. Das letztere wollte sich nicht das Recht aus der Hand nehmen lassen, auf die Gestaltung des Heeres durch die Bewilligung der dazu notwendigen Geldmittel Einfluß zu gewinnen.

Der König aber hatte über die Neugestaltung des Heeres seine besonderen Ansichten, die von denen der Mehrheit der Volksvertretung wesentlich abwichen.

Wenn er auch selbstverständlich seine eigenen Pläne für die einzig richtigen hielt, wußte er doch nicht, welchen Weg er gehen sollte. Denn letzten Endes scheute er sich doch davor, mit seinem Volke zu brechen. So blieb ihm nur eine Möglichkeit, der Krone ganz zu entsagen und sich in das Privatleben zurückzuziehen.

Schon hatte er diesen Plan gefaßt, als ihm sein Kriegsminister v. Roon Gelegenheit gab, sich mit Otto v. Bismarck über die Lage zu unterhalten. Das Unerwartete geschah. In einer einzigen Unterredung hatte es dieser Mann zuwege gebracht, daß der König sich auf einen schweren Kampf mit der Volksvertretung einließ. Er berief Bismarck zu seinem Ministerpräsidenten, und durch diese Berufung in das höchste Amt des Königreichs setzte nun in Preußen ein Kampf um die Macht ein. Sollte die Volksvertretung recht behalten, die auf dem Boden der Verfassung stand, oder der Ministerpräsident, der die Machtmittel des Staates hinter sich hatte? Es ist klar, daß in einer solchen Lage auch ein Mann wie Ferdinand Lassalle, der seine ganze Zeit so lebendig erlebte, das Wort ergreifen mußte.

Trotz aller Verschiedenheit ihres Standpunktes war doch etwas Verwandtes zwischen diesen beiden Männern, Bismarck und Lassalle, wie es in der Politik immer zwischen den Radikalen der verschiedenen Richtungen zu sein pflegt. Auch Lassalle hatte einmal in seiner Rede über Verfassungswesen, die wir ja schon kennen, gesagt, daß Verfassungsfragen letzten Endes Machtfragen seien, nur glaubte er, daß die Macht der Zukunft den Arbeitern gehörte.

Am 17. November ergriff Lassalle in seinem Vortrag „Was tun?“ das Wort, den er in einem Berliner Bezirksbürgerverein hielt und den er dann später noch zweimal wiederholt hat. Hier wies er ausdrücklich darauf hin, daß die Ereignisse nun so gekommen seien, wie er sie in seinem Vortrag vorhergesagt habe. Die Macht, über die die Regierung tatsächlich verfügte, hat dem Ministerpräsidenten v. Bismarck den Mut gegeben, sich ganz und gar von der Volksvertretung loszusagen. Was aber soll das Volk tun, um zu seinem Rechte zu kommen? Soll es die Steuerzahlung verweigern? Mit einem so kleinen Mittel

den Kampf zu beginnen, hielt Lassalle für zwecklos, nein, die Volksversammlung sollte es überhaupt ablehnen, zu tagen und zu beschließen. Sie sollte also, wie wir uns jetzt ausdrücken würden, in den Streik eintreten. Das wäre das Schlimmste gewesen, was der Bismarckschen Regierung hätte zustoßen können, denn ohne Parlament konnte auf die Dauer die Regierung nicht herrschen. Kein Kulturstaat kann schließlich gegen das Volk regieren, und darum rief Lassalle seinen Zuhörern zu, hart zu sein. Der Schein einer Verfassung ist schlimmer als keine Verfassung. Klarheit und Offenheit muß in das politische Leben hineinkommen, und offen heraus mußte das gesagt werden, was wirklich war. „Darum keinen Versöhnungsdusel, meine Herren, den Daumen aufs Auge und die Knie auf die Brust."

Ob Lassalle in diesem Vortrag so ganz das gesagt hatte, was er empfand, müssen wir dahingestellt sein lassen. Heißt es ja auch für den ehrlichsten Menschen in der Politik, Rücksichten auf die Parteien zu nehmen, mit denen man sich zu einem bestimmten Zweck verbindet. In ähnlicher Lage befand sich Lassalle in diesem Augenblick der Fortschrittspartei gegenüber, der Partei des liberalen Bürgertums, die er sonst nicht gerade liebte, die er aber nun, wo es sich darum handelte, den Kampf gegen Bismarck zu führen, nicht vor den Kopf stoßen wollte. Wir werden sehen, wie sich das bald geändert hat.

Nach dem, was wir nun erzählt haben, könnte es so scheinen, als ob Lassalle sich mit seiner ganzen Persönlichkeit auf das politische Gebiet geworfen und die Arbeiterfrage vollständig außer acht gelassen hätte. Das aber war nicht der Fall, im Gegenteil, mehr als je war er im Begriff, nun der wirkliche Führer der deutschen Arbeiterschaft zu werden.

Siebtes Kapitel.

Die Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins.

In Leipzig hatte sich eine Gruppe entschiedener Männer zusammengefunden, die gewillt waren, die Arbeiterbewegung endlich ins Rollen kommen zu lassen. Als man einmal den Nationalverein, die Vereinigung aller fortschrittlich gesinnten Männer

Deutschlands anfragte, ob er auch die Aufnahme von Arbeitern wünschte, da war ihnen die kennzeichnende Antwort zuteil geworden: „Die Arbeiter sollen sich als die geborenen Ehrenmitglieder des Vereins betrachten.“ Das hieß in ein schlichtes Deutsch übersetzt: man wollte sie nicht. Damit aber wußten die Männer der Arbeit genug.

Zu Beginn des Jahres 1863 erschien bei Ferdinand Lassalle eine Abordnung, die aus drei Männern bestand. Sie sollen genannt sein, denn sie haben das Verdienst, an die richtige Schmiede gegangen zu sein: Fritzsche, Vahlteich und Dr. Dammer. Vor allem aber müssen wir hier Ludwig Löwe erwähnen, der in glührender Begeisterung zu Lassalle aufsah und der Deputation den Weg zu ihm wies. Alles schien dazu beizutragen, um beide Teile in jener denkwürdigen Unterredung Gefallen aneinander finden zu lassen. Als die Arbeitervertreter aus Leipzig vor Lassalle standen, wußten sie sofort, daß sie in ihm den Mann gefunden hatten, der sich mit der ganzen Energie seiner Persönlichkeit für ihre Sache, die Sache der Arbeiter verwenden würde. Die sozialistischen Gedanken, die er in jener Unterredung entwickelte, waren ihnen so ganz aus der Seele gesprochen.

Die Männer aus Leipzig aber wollten nicht die damals in Berlin gesagten Worte flüchtig verhallen lassen; darum wandten sie sich noch einmal brieflich an Lassalle mit der Bitte, ihnen seine Gedanken über die Zukunft des Arbeiterstandes schriftlich auseinanderzusetzen.

„Wir legen den größten Wert“, so schrieben sie, „auf Ihre Ansichten und werden auch Ihre ferneren Mitteilungen vollkommen zu würdigen wissen. Wir ersuchen Sie schließlich nur noch um möglichst baldige Erfüllung unserer Bitte, da uns viel daran liegt, die Entwicklung der Arbeiterbewegung zu beschleunigen.“

Lassalle fühlte es wohl, daß für ihn nun die Stunde des Handelns gekommen war, in der er die Möglichkeit erhielt, unter der Masse der Arbeiter die nötigen Anhänger zu werben. So entschloß er sich, dem Rufe Folge zu leisten, und verfaßte sein „Offenes Antwortschreiben zur Berufung eines Allgemeinen deutschen Arbeiterkongresses zu Leipzig“.

Er wußte, daß dieses Schreiben von sehr vielen Männern der Arbeit gelesen werden würde, die es nicht gewöhnt waren,

sich in schwierige Gedankengänge hineinzuleben, und deshalb drückte er sich möglichst schlicht und klar aus. So ist auch noch heute jenes „Offene Antwortschreiben“ eine schöne Einführung in die Gedankenwelt Lassalles. Auch euch, meine lieben Leser, möchte ich deshalb bitten, wenn ihr an meiner Erzählung Gefallen gefunden habt und noch Näheres darüber hören wollt, dann nehmt euch seine Schrift selbst zur Hand. Denn ich kann euch nur das zusammenfassen, was er viel besser und schöner gesagt hat.

Noch eins möchte ich an dieser Stelle aussprechen. Die Wissenschaft kennt keinen Stillstand, und sechzig Jahre sind eine lange Zeit. Ist es da nicht natürlich, daß manches von dem veraltet ist, was Lassalle einst gesagt hat? Muß das ein Vorwurf gegen ihn sein? Ich glaube nicht! Im Gegenteil! Er ist wie der Stein, der vom Berge heruntergleitet und eine Lawine ins Rollen bringt; er hat den Anstoß zur Fortentwicklung gegeben; ist es da nicht natürlich, daß ihn die Entwicklung in manchem überholt hat? Aber trotz allem bleibt noch genug, was für alle Zeiten niemals veralten kann.

Kehren wir nun zu unserer Erzählung zurück und versetzen uns in Gedanken in die Schar jener Männer, die damals in Leipzig das Antwortschreiben Lassalles erhielten. Mit immer steigender Spannung lasen sie, was er schrieb.

Von einem ehernen Lohngesetz bekamen sie zu hören, das dem Arbeiter nie die Möglichkeit läßt, seine Lebensweise zu bessern. „Dieses eherne grausame Gesetz, meine Herren, müssen Sie sich vor allem tief, tief in die Seele prägen und bei allem Ihrem Denken von ihm ausgehen.“

Klar und deutlich sprach er es aus, worin dieses eherne furchtbare Gesetz besteht. „Die Beschränkung des durchschnittlichen Arbeitslohnes auf die in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlichen Lebensnotdurft — das ist also das eherne und grausame Gesetz, welches den Arbeitslohn unter den heutigen Verhältnissen beherrscht.“

Nur einen Bruchteil des Ertrags der Arbeit, die er geschaffen hat, erhält der Arbeiter selbst, das andere fällt an den Unternehmer. So bekommt er niemals den eigentlichen Lohn für seine Arbeit.

In Zeiten aber, in denen Handel und Wandel im Wirtschaftsleben der Völker stockt, hat der Arbeiter überhaupt für sein Dasein keinen sicheren Boden mehr unter den Füßen. Ist es nicht etwas entsetzlich Grausames, zu denken, daß unzählige Menschen immer nur gerade so viel verdienen können, wie dazu gehört, den notwendigsten Lebensunterhalt zu bestreiten?

Nicht darauf kommt es an, daß der Arbeiter der Gegenwart besser lebt als der der Vergangenheit, nein, nur darauf, ob er schlechter lebt als die Menschen seiner eigenen Zeit.

„Was entbehrt der Botokude dabei, wenn er keine Seife kaufen, was entbehrt der menschenfressende Wilde dabei, wenn er keinen anständigen Rock tragen, was entbehrte der Arbeiter vor der Entdeckung Amerikas dabei, wenn er keinen Tabak rauchen, was entbehrte der Arbeiter vor Erfindung der Buchdruckerkunst, wenn er ein nützliches Buch sich nicht anschaffen konnte?“

Alles menschliche Leiden und Entbehren hängt also nur von dem Verhältnis der Befriedigungsmittel zu den in derselben Zeit bereits vorhandenen Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten ab. Alles menschliche Leiden und Entbehren und alle menschliche Befriedigungen, also jede menschliche Lage bemißt sich somit nur durch den Vergleich mit der Lage, in welcher sich andere Menschen derselben Zeit in bezug auf die gewohnheitsmäßigen Lebensbedürfnisse derselben befinden.

Das Mittel aber, das Lassalle vorschlägt, aus all dem herauszukommen, ist einfach und klar. Der Arbeiter soll sich zusammentun und sein eigener Unternehmer werden. Die Betriebsmittel, die Fabriken sollen in den Allgemeinbesitz übergehen, dann hört auch der Unternehmergewinn auf. Das aber würde dem Arbeiterstand mit einem Schlage eine Verbesserung seiner Lage bringen. Kann der Arbeiter dies aber nicht aus eigener Kraft, so muß der Staat einspringen. Denn es ist der Beruf des Staates, „die großen Kulturfortschritte der Menschheit zu erleichtern und zu vermitteln“.

Was ist aber der Staat? Man glaubt vielleicht, die besitzenden Klassen seien der Staat, weil sie nach außenhin mehr auffallen. Durchaus nicht! An der Hand eines unwiderleglichen amtlichen Zahlenmaterials wies Lassalle nach, daß immer unter 100 Einwohnern sich 96 in einer dürftigen Lage befinden.

Nun aber zog er diese klare, schlichte, überwältigende Folgerung, indem er sich direkt an die Arbeiter wendet: „Ihnen also, meine Herren, den notleidenden Klassen gehört der Staat, nicht den höheren Ständen. Denn aus Ihnen besteht er. Was ist der Staat? frage ich, und Sie ersehen jetzt aus wenigen Zahlen handgreiflicher als aus dicken Büchern die Antwort. Ihre, der ärmeren Klasse, große Assoziation — das ist der Staat!"

Neben der großen Vereinigung der Arbeiter zu ihrem eigenen Unternehmer glaubt Lassalle noch ein anderes Mittel zu wissen, um den Arbeiterstand aus den Nöten herauszuheben; ein Mittel, das aus jener Zeit hervorwuchs, das sich aber erst später durchsetzte: nämlich die Einführung des allgemeinen Wahlrechts für die gesetzgebende Versammlung Deutschlands. Die Masse sollte dadurch in die Lage kommen, ihren Willen dem Staate aufzuzwingen.

Am Schluß seines Briefes aber ruft er den Arbeitern zu, sich zu einem allgemeinen Arbeiterverein zusammenzuschließen. „Von dem Augenblick an, wo dieser Verein auch nur 100000 deutsche Arbeiter umfaßt, wird er bereits eine Macht sein, mit welcher jeder rechnen muß." Auf diese Weise wird sich die Welt allmählich umgestalten. „Dies ist das Zeichen, das Sie aufpflanzen müssen, dies ist das Zeichen, in dem Sie siegen werden. Es gibt kein anderes für Sie."

Mit tiefer innerer Bewegung mögen die Männer, die das Schreiben lasen, es aus der Hand gelegt haben. Es war für sie von diesem Augenblick an ausgemacht, daß Lassalle in diesem Kampfe ihr Führer sein mußte.

Als Lassalle das „Offene Antwortschreiben" absandte, hoffte er, daß es unter den Arbeitermassen einschlagen würde, wie einst die Thesen in Deutschland gewirkt hatten, die Luther am 31. Oktober 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg anheftete. Dazu aber war die Menge der Arbeiter noch nicht vorgebildet genug; müde und abgespannt von dem Frondienst des Tages konnten sie noch nicht vollkommen fassen, was ihnen da gesagt worden war, und sich für das Neue begeistern. Es bedurfte erst jahrzehntelanger Arbeit, um die Massen aus ihrem dumpfen Schlafe aufzurütteln und sie so weit zu bringen, daß sie selbst in den Kampf um ihre Zukunft eintraten. Immerhin war die Wirkung noch groß genug.

In Leipzig entschied eine stark besuchte Arbeiterversammlung mit 1350 gegen nur 2 Stimmen, in die Bewegung im Sinne Lassalles einzutreten und einen Ausschuß einzusetzen, der den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein vorbereiten sollte.

In Leipzig war die Begeisterung für den Mann, der ihnen helfen wollte, keine kleine. In dieser sächsischen Stadt erkannte man in Lassalle den geborenen Führer zu einer reineren und schöneren Zukunft. Wie in Leipzig so geschah es auch am Rhein, in Hamburg und in Frankfurt a. M. Aber es waren doch nur Inseln in dem großen Deutschland. Hatte es Lassalle den Arbeitermassen in seinem Schreiben nicht so leicht gemacht, daß er mit Recht sagen konnte: „Das Ganze liest sich mit solcher Leichtigkeit, daß es dem Arbeiter sofort sein muß, als wüßte er es schon jahrelang?“

Größer aber als die Wirkung des Lassalleschen „Antwortschreibens“ auf die Arbeiter war die auf seine Gegner. Besonders in den Reihen der Fortschrittspartei erhob sich ein gewaltiger Sturm der Entrüstung. Denn Lassalle hatte die Arbeiter aufgefordert, ihr den Rücken zu kehren, wenn sie es wirklich ernst mit der Freiheit meinten. Das aber hatte unter den Liberalen schwer verletzt und gekränkt, und deshalb wurden alle Zeitungen, die dieser Partei zur Verfügung standen, aufgerufen, um sich gegen Lassalle zu wenden.

Gewiß hatte die Fortschrittspartei mancherlei für die Freiheit getan, aber die Arbeiter waren von ihr doch immer nur als ein Anhängsel betrachtet worden, und man konnte es ihr nicht übelnehmen, daß sie jetzt mit schweren Besorgnissen in die Zukunft sah, wo die Gefahr bestand, daß aus den Massen der Arbeiter sich nun eine neue große Partei entwickelte.

Aber wohin verlieren wir uns? Wir wollen lieber zu Ferdinand Lassalles vielbewegtem Lebenslauf zurückkehren. Durch die Verbindung mit den Leipziger Arbeiterführern hatte er die Lebenslinie gefunden, auf der er fortan sich bewegen sollte. Es gab nun für ihn kein Ruhen und Rasten; er war sich darüber klar, daß er in Berlin, gerade wo die Fortschrittspartei noch fest im Sattel saß, am wenigsten Anhänger finden würde. So wandte er sich nach Leipzig, nachdem er in Berlin die Statuten des neuen Arbeitervereins ausgearbeitet hatte und sie nun in Leipzig seinen Freunden zeigen wollte. Hier im Kreise seiner

treuen Anhänger sprach er am 16. April 1863 zur Arbeiterfrage. Was er an Neuem zu sagen hatte, das war bereits in seinem „Antwortschreiben" dargelegt worden. Nun handelte es sich nur darum, mit den vielfachen Angriffen, die man gegen ihn gerichtet hatte, abzurechnen. Dies ist ihm prächtig gelungen. Am Ende seiner Rede gab er der Hoffnung Ausdruck, daß wie einst von Sachsen in der Zeit der Reformation der neue Geist sich über die Welt verbreitete, so auch in dieser Zeit es mit dem wirtschaftlichen Umschwung sein werde.

„Hoffen wir," so sagte er abschließend, „daß auch der belebende Hauch der großen Reformationen, welche dieses Jahrhundert erfordert, von hier ausgehen und seine Wirkungen über die Fluren unseres Vaterlandes ausbreiten werde."

Langanhaltender Applaus belohnte den Redner, für den dieser Tag eine besondere körperliche Anstrengung bedeutete, da er sich unwohl gefühlt hatte. Unter den Zuhörern befand sich damals auch der junge August Bebel, der einmal selbst eine große Rolle in der Arbeiterbewegung spielen sollte. August Bebel erzählt in seinen Lebenserinnerungen über jenen Abend folgendes:

„Die Versammlung war von ungefähr 4000 Personen besucht, von denen aber ein erheblicher Teil noch vor Schluß derselben das Lokal verließ. Die Liberalen waren unter Führung eines Kaufmanns Kohner auf der der Rednertribüne gegenüberliegenden Galerie postiert und unterbrachen den Redner öfter durch Zwischenrufe. Die Vorbereitungen für den Redner waren etwas eigenartige. Der Rand des Katheders, von dem Lassalle sprach, war mit Büchern, darunter schwere Folianten, bepackt....

Lassalle scheint geglaubt zu haben, daß er eine bedeutende Opposition finden werde, die er widerlegen müsse. Jedoch war dies nicht der Fall. Sein persönliches Auftreten war nicht jedem sympathisch. Von hoher, schlanker, aber kräftiger Gestalt stand Lassalle sehr herausfordernd auf dem Katheder, wobei er öfters bald eine, bald beide Hände in die Armlöcher seiner Weste steckte. Er sprach fließend, manchmal pathetisch, doch schien es mir, als stoße er leicht mit der Zunge an. Er endete unter stürmischem Beifall eines großen Teiles der Versammlung, dem der andere mit Zischen antwortete."

Achtes Kapitel.

Das Ringen um Frankfurt am Main.

Es schien, als wußte Lassalle, daß ihm nur wenige Erdenjahre vergönnt waren. Kein Ausruhen gab es für ihn; auf dem steinigen und dornigen Wege stürmte er vorwärts. Es galt, die Massen seinen Gedanken zu gewinnen. Auch in der großen Handelsstadt Frankfurt am Main war vielfach über seine Pläne beraten worden. Der Verband der Arbeiterbildungsvereine hatte in Rödelheim einen Arbeitertag abgehalten. Hier schlug Ludwig Büchner vor, Ferdinand Lassalle einzuladen und ihn zu bitten, am 17. Mai vor der Arbeiterschaft seine Gedanken auseinanderzusetzen.

Wir können uns vorstellen, mit welcher Freude Lassalle die Einladung begrüßte.

Gewiß erwartete ihn auch in Frankfurt am Main eine schwere Aufgabe; aber er traf doch schon auf eine Zuhörerschaft, die geistig entwickelter war als die, vor der er in Berlin sprechen mußte.

Als ein Ganzes hatte Lassalle seine Rede (die unter dem Titel „Arbeiter-Lesebuch" bekannt ist) gedacht, aber es war für die Zuhörerschaft doch eine ihre Kräfte übersteigende Zumutung, sie an einem Abend zu hören, und so mußte er sie notgedrungen in zwei Teilen vortragen.

Niemals sprach Lassalle unvorbereitet; stets war jedes seiner Worte sorgfältig durchdacht und überlegt. Als Lassalle nun am ersten Abend zu sprechen anfing, da befanden sich recht viele Männer im Saal, die ihm von vornherein feindlich gegenüberstanden, da sie ihn aus seinen Schriften kannten oder wenigstens zu kennen glaubten.

So wurde es ihm auch an diesem Abend nicht leicht gemacht. Wie recht hatte Lassalle, wenn er gleich am Anfang seiner Rede zu seinen Zuhörern sagte: „Hier steht nicht ein Mann, der recht behalten will, sondern ein Mann, der Ihre Sache vor Ihnen selbst verteidigt."

Das müssen wir immer wieder bei Lassalle betonen: ihn trieb der Wille, der großen Masse der arbeitenden Menschheit aus ihrer tiefen Sklaverei zu helfen und sie hinaufzuführen zu lich-

teren Höhen. Auch damals in dem gefüllten Saale in Frankfurt am Main überschüttete er mit dem schweren Rüstzeug der Wissenschaft seine einfachen Zuhörer. Er wollte auf diesem Gebiet lieber etwas zu viel tun und lieber in den Verdacht kommen, zu schwer und zu ermüdend zu reden, als irgend etwas zu sagen, was er nicht auch vor dem unbestechlichen Gericht der Wissenschaft vertreten konnte.

Wer eine so große Aufgabe vor Augen hatte, der durfte nicht zart und schonend verfahren. Jedes einzelne seiner Worte mußte sitzen wie ein Hammerschlag auf dem Amboß. „Grob muß, kann und darf ich sein," so sagte er damals zu seinen Frankfurter Zuhörern, „und das werde ich Ihnen beweisen. Grob muß jeder Vertreter einer großen Sache gegen alle solchen sein, die sich fälschend zwischen ihn und seinen großen Zweck werfen, und ich bin entschlossen, mit geistigen Keulenschlägen jeden zu Boden zu schlagen, der sich zwischen Sie und mich fälschend drängt. In Ihrem Interesse also muß ich grob sein."

Die Grundlage aber, auf der er bei seinen Ausführungen stand, war unangreifbar; es waren die amtlichen Steuerlisten der preußischen Regierung. An diesem Material konnten auch seine erbittertsten Gegner nichts auszusetzen haben. Aus ihnen aber ergab sich, daß im damaligen preußischen Staate von hundert Menschen sich nur vier in wohlhabender Lage befanden, die anderen aber in allerdrückendster, zum mindesten in bedürftiger Lage.

Doch lassen wir Lassalle lieber selbst sprechen. „Jawohl, man will den unbemittelten Klassen ihre Zahl verschweigen, um ihnen ihre Macht zu verschweigen. ... Sie sehen, meine Herren, die Männer der Wissenschaft zittern, indem sie dies furchtbare Resultat niederschreiben, und wenn Ihnen nun an Weib und Kind, an Ihrem eigenen Dasein nichts liegt, — nun dann entscheiden Sie meinetwegen gegen mich."

Den Hörern nach dem Munde zu reden, nicht wahr, das ist leicht, dann erntet man recht schnell donnernden Applaus. Das war unseres Ferdinand Lassalles Sache nicht. Er sagte seinen Zuhörern auch gründlich Bescheid, wenn es not tat: „Ihr deutsche Arbeiter seid merkwürdige Leute! Vor französischen und englischen Arbeitern, da müßte man sagen, wie man ihrer traurigen Lage abhelfen könnte, euch aber muß man vorher erst noch beweisen, daß ihr in einer traurigen Lage seid. Solange ihr nur

ein Stück schlechte Wurst habt und ein Glas Bier, merkt ihr gar nicht, daß euch etwas fehlt."

So unrecht hatte Lassalle mit seinen Worten nicht. Immer wieder hatte man dem Arbeiter die Bedürfnislosigkeit gepredigt, während die anderen Stände gar wohl ihre Bedürfnisse hatten. Aber in der Zunahme der Ansprüche der Menschen liegt schließlich auch die Fortentwicklung der Kultur, so meinte Lassalle. Immer glühender warb der Redner um die Seelen seiner Hörer. War er ja aufs tiefste von der Aufgabe durchdrungen, die ihm das Schicksal zugewiesen hatte. In der Befreiung des Arbeiterstandes sah er die Zukunft der Menschheit. Sollten nun die Arbeiter selbst gegen den Mann Stellung nehmen, der ihnen helfen wollte? Immer erregter wird der Redner in dem Gedanken, daß dies eintreten könnte. „Ihr solltet wie gezähmte Haustiere euch gegen euch selber wenden? Es wäre ein so widernatürliches Faktum, ein Faktum von so nationaler Schmach, daß ich rot werde für euch und in eure Seele hinein, wenn ich nur daran denke. Mit welch schallendem Gelächter würden eure französischen und englischen Brüder die Nachricht von einer solchen Entscheidung aufnehmen! Ja, bei jeder Nachricht von Arbeitervereinen, die gegen mich entschieden, bin ich rot geworden vor Scham in eurem Interesse und in eure Seele hinein. Aber ich sagte mir, daß dies nur der Einfluß irregeleiteter Vorstände sei, nur die Folge davon, daß man euch fast überall abstimmen ließ, ohne nur meine Schrift zu kennen. Darum bin ich unter euch getreten. Wenn ihr nach allem, was ich euch schon gesagt habe und heute noch sagen werde, gegen mich entscheiden könnt, — die Worte würden mir fehlen, um meine Entrüstung auszusprechen."

Wie aber wollte Lassalle selbst die Lage der Arbeiter bessern? Uns ist bereits aus seinen früheren Reden bekannt, daß er das Mittel, aus der tiefen wirtschaftlichen Not herauszukommen, in Genossenschaften sah, in denen sich die Arbeiter zusammenschließen sollten und zu deren Betrieb der Staat ihnen Staatsmittel zur Verfügung zu stellen hätte. Dann wäre der Arbeiter sein eigener Unternehmer geworden und nicht mehr abhängig vom Kapital. Heute wissen wir, daß dieser Vorschlag das Übel nicht an der Wurzel packte; heute erkennen wir, daß es wohl eine kleine Besserung in der Lage der Arbeiter hätte bringen können, daß aber nur ein Mittel helfen kann, die Welt von

der alles beherrschenden Gewalt des Kapitalismus zu befreien, nämlich, daß Grund und Boden sowie die Betriebsmittel, die großen Fabriken und die Bergwerke in den Besitz der Volksgemeinschaft übergehen.

Aber wollen wir Lassalle einen Vorwurf daraus machen, daß er dies nicht gleich vorschlug? Gewiß, er hätte es tun können, denn daß er das Mittel kannte, ist sicher. Vielleicht aber hielt er es damals für unmöglich, es durchzusetzen, während er glaubte, seinen kleineren Plan in die Wirklichkeit umsetzen zu können. Daß er sich darin täuschte, werden wir später sehen.

Ihr werdet es sicherlich verstehen, daß damals Lassalles Zuhörer in Frankfurt am Main schon recht ermüdet waren von der gewaltigen Menge neuer Tatsachen, die auf sie einstürmten; trotzdem aber war es ein schlechter Dank für den Redner, daß er von andauernden Schlußrufen unterbrochen wurde; verärgert hörte er endlich zu sprechen auf, aber nur um am Dienstag, den 19. Mai 1863 in einem anderen Saale Frankfurts seine Rede fortzusetzen.

Diesmal waren diejenigen weggeblieben, die ihm feindlich gesinnt waren, und so konnte er ungestört reden. Daher brachte ihm dieser Abend den großen und verdienten Erfolg.

Man hatte ihm inzwischen den Vorwurf in den Zeitungen gemacht, er habe zu lange gesprochen, nämlich 4 Stunden. Das sei unerhört. Prachtvoll ist die Antwort, die Lassalle auf diesen Vorwurf fand; er sagte zu seinen um ihn versammelten Zuhörern: „Wie lange ein Redner spricht, das hängt nicht ab vom Redner, sondern von der Sache, und diese Sache ist so groß, daß es nicht möglich ist, sie auch nur einigermaßen erschöpfend in kürzerer Zeit zu erledigen.“.

Wir können ihn auch heute an diesem zweiten Abend nicht in alle Einzelheiten seiner Ausführungen begleiten. Aber eins möchten wir aus der Fülle seiner Gedanken hervorheben! Mit aller ihm zu Gebote stehender Kraft wandte er sich gegen den Vorwurf, zu Haß und Gewalt aufzureizen. Die besitzende Klasse sollte freiwillig die Fesseln abnehmen, die der Kapitalismus den Arbeitern auferlegt hatte. Das wäre ein Triumph ohnegleichen. Wenn er am Schluß die Arbeiter aufforderte, für ihn zu stimmen, so tat er das nicht, um selbst etwas davon zu haben, im Gegenteil, würde man gegen ihn entscheiden, dann würde man ihm

ein Leben voller Qual, Anstrengung und Aufregung ersparen. Aber die Sache verlangte die Zustimmung seiner Zuhörer, und sie wurde ihm mit mächtiger Überzahl zuteil.

Neuntes Kapitel.

Im Kampf um das Gedeihen des Arbeitervereins.

Innerlich befriedigt, konnte Lassalle nach Leipzig zurückkehren, wo inzwischen tüchtig für ihn vorgearbeitet worden war; am 23. Mai fand hier die Gründungsversammlung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins statt, in dem elf große Städte vertreten waren: Leipzig, Hamburg, Harburg, Köln, Düsseldorf, Elberfeld, Barmen, Solingen, Frankfurt, Mainz und Dresden hatten ihre Vertreter entsandt. Es machte keine großen Schwierigkeiten, sich über die Satzungen des Vereins zu einigen. Wußte man ja, daß nur eine einzige Persönlichkeit für die Leitung des Vereins in Betracht kam, nämlich Ferdinand Lassalle. Weil man von vornherein nur an diesen Mann dachte, schuf man die Verfassung des Vereins so, daß Lassalle in ihm eine dominierende Stellung einnahm. Ziegler, der Freund Lassalles, der die Satzungen ausarbeitete, hatte schon vor Monaten an Lassalle geschrieben: „Ich kenne für die Stellung des Vorsitzenden nur einen einzigen Menschen, und das sind Sie mit Ihrer Uneigennützigkeit, Ihrem warmen Herzen für die Arbeiter und allem, was Sie sonst auszeichnet. Ich weiß wohl, daß Sie stets frei sein wollen, aber Sie bringen so viel Opfer, daß Sie der Aufgabe Ihres Lebens, dem Interesse der Arbeiter auch das größte und schmerzlichste Opfer bringen müssen.“

Alle Stimmen mit Ausnahme einer einzigen vereinigten sich auf Lassalle; er nahm die Wahl an, die ihm auch das Recht zugestand, aus eigener Machtvollkommenheit einen Stellvertreter zu bestimmen. Ihr werdet euch vielleicht wundern, liebe Leser, daß Lassalle so weitgehende Vollmachten innerhalb des Vereins erhielt, aber es war ihm nun einmal gegeben, zu befehlen; wollte er auch von seiner Befehlsgewalt stets nur im Interesse der Männer Gebrauch machen, die sich ihm anvertraut hatten.

Eine schwere, schwere Enttäuschung aber blieb ihm nicht erspart. Der Verein wurde nicht zu der ungeheuren Massenbewe-

gung der Arbeiterschaft, von der Lassalle geträumt hatte. Er hatte gehofft, daß ihm die Arbeiterbataillone zu Zehntausenden zuströmen, daß sie sich jubelnd unter seine Fahnen, die Fahnen ihres Befreiers stellen würden. Aber nichts von alledem geschah. Drei Monate nach Gründung des Vereins bildete ein kleines Häufchen von 900 Mann seine Anhängerschaft. Lassalle hätte nun mit seiner ganzen Persönlichkeit sich der Arbeit für den neuen Verein widmen müssen, aber das war seine Art nicht, seine ganze Kraft nur auf einen Punkt zu richten. Er fürchtete vielleicht auch die zermürbende Kleinarbeit, die das Vereinsleben mit sich brachte. So unternahm er schon sechs Wochen nach der Gründung des Arbeitervereins eine Erholungsreise. Wer wollte ihm nach der unerhört anstrengenden Arbeit, die hinter ihm lag, einen Vorwurf daraus machen. Gewiß hatte er wie kaum ein anderer das Recht auf Erholung, aber vielleicht hätte er doch besser daran getan, den Verein, der sich ja in ihm, wenn wir es militärisch ausdrücken wollen, seinen Oberbefehlshaber gewählt hatte, nicht gerade jetzt zu verlassen!

Klingt es nicht wie ein Befehl Napoleons an seine Soldaten, wenn er beim Abschied am 27. Juli 1863 von Berlin aus verkündete: „Arbeiter! Bei meiner morgen erfolgenden Abreise in die Bäder der Schweiz ernenne ich bis zu meiner Rückkehr Herrn Dr. Otto Dammer in Leipzig zum Vizepräsidenten des Vereins."

Man kann es sich vorstellen, mit welchem Spotte seine Gegner über ihn herfielen, wie sie sich lustig machten, daß er, der dem Volke zur Herrschaft verhelfen wollte, nun Befehle erließ wie ein Feldherr! Der Verein mag wohl am wenigsten Anstoß genommen haben, wußte er ja, was er an seinem Präsidenten hatte. Ein Mann wie Lassalle hatte selbstverständlich auch von seiner Reise aus rege für seinen Verein gearbeitet, während inzwischen in der Heimat sein Sekretär Vahlteich tätig war. Aber es wollte und wollte nicht gelingen, die Masse in Fluß zu bringen. Mag damals nicht Lassalle die Erkenntnis gekommen sein, daß seine Zeit noch nicht reif war für seine Ideen? Mußte dieser Gedanke ihn nicht recht unglücklich machen?

Wäre Lassalle damals gestorben, er hätte seine Gedanken mit ins Grab genommen. Den Weg hatte er den Arbeitern gewiesen, nun war es ihre Sache, ob sie ihn einschlagen wollten. Wie vielen Großen des Geistes ist es schließlich so gegangen, daß

sie ihrer Zeit voraus gelebt haben? Indessen in seiner Brust lebte der glühende Ehrgeiz, selbst in der Welt eine sehr große Rolle zu spielen. Möglicherweise wäre er selbst auch noch mit diesem Dämon in seiner Brust, dem Ehrgeiz, fertig geworden, wenn er nicht von seiner Freundin, der Gräfin Hatzfeldt, immer zu neuen Taten aufgestachelt worden wäre. Seitdem er ihr einstmals in den vielen Prozessen gegen ihren Mann beigestanden hatte, von denen wir zu Beginn unserer Erzählung berichtet haben, hatte sie nur den einen brennenden Wunsch, ihren Freund zu immer größerem Ruhm emporsteigen zu sehen. So trieb sie ihn unaufhaltsam auf seiner Bahn vorwärts.

Zehntes Kapitel.

Die Wendung.

Noch in der Muße des Sommeraufenthalts hatte er eine große Rede entworfen, von der er hoffte, daß sie die ersehnte Wirkung auf die Massen haben würde. Er nannte sie: „Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag.“

Lassalle hatte diese Rede an verschiedenen Orten des Rheinlandes im September 1863 gehalten; hier konnte er am meisten auf die Gefolgschaft der ihm ergebenen Arbeiter hoffen. Über den Verlauf sind wir durch einen von Lassalle selbst verfaßten Bericht unterrichtet.

Als er am 20. September in der Doppelstadt Elberfeld-Barmen sprechen wollte, regnete es in Strömen. Trotzdem hatten es sich viele Hunderte von Arbeitern nicht nehmen lassen, ihn an der Bahn zu begrüßen. Wie ein Befreier erschien er ihnen, dem sie zu tiefstem Danke verpflichtet seien.

Hochrufe empfingen ihn, als er das Rednerpult bestieg, und imponierend verstand er es, sich Gehör zu verschaffen, als ein Pfiff von gegnerischer Seite ihn stören wollte. So konnte der Vortrag vor den begeistert zuhörenden Arbeitern zu Ende geführt werden, nur eine Gruppe von Fabrikanten, die sich unliebsam bemerkbar machten, wurde etwas unsanft an die Luft befördert. Noch gewaltiger verlief eine Versammlung in Solingen. Der Saal, in dem der Vortrag stattfand, war gedrängt voll, und nicht alle, die ihn hören wollten, hatten Einlaß gefunden.

Lassen wir über den Verlauf selbst den Bericht sprechen, der damals in der Düsseldorfer Zeitung veröffentlicht wurde: „Der kolossale Saal der Schützenburg war so gedrängt voll, daß kein Kellner passieren konnte, und noch viele, viele Tausende drängten sich vor den Türen der Schützenburg. Die versammelte Volksmenge wird allgemein auf über 10000 geschätzt. Lassalle wurde bei seinem Erscheinen auf der Tribüne mit stürmischem Jubel begrüßt. Eine Störung, die gleich im Anfang seiner Rede versucht wurde, wurde blitzschnell durch die Entfernung der Störer beseitigt. Die Arbeiter waren so massenhaft erschienen und zeigten sich so sichtlich entschlossen, keine Störung zu dulden, daß von einer Erneuerung solcher Versuche nicht die Rede sein konnte. Der Redner hatte ungefähr dreiviertel Stunden gesprochen, als plötzlich ein Gendarm auf den Tisch stieg und mit Hinweis darauf, daß bei der vor einer halben Stunde beseitigten Störung angeblich Verwundungen vorgekommen seien, die Versammlung für aufgelöst erklärte." Vergeblich versuchte Lassalle sich gegen diese ungesetzliche Auflösung zu wenden. Er drang nicht durch; so begab er sich nach dem Telegraphenamt, um dem Ministerpräsidenten Bismarck durch den Draht von dem Vorgefallenen Kenntnis zu geben. „In allen Straßen, durch welche der ungeheure Zug — die letzten waren noch nicht weit von der Schützenburg, als Lassalle mit der Spitze des dicht gedrängten Zuges an dem Telegraphenamt anlangte — sich wälzte, standen die Frauen und Kinder am Fenster. Die Straßen wurden endlich gesperrt. Von dem Telegraphenamt wurde Lassalle von einem Teil der Volksmenge, die immer noch fürchtete, daß die Gendarmen Verhaftsversuche auf ihn machen würden, nach dem Vereinslokal des Arbeitervereins begleitet, wo zahlreiche Aufnahmen in den Arbeiterverein stattfanden."

Elftes Kapitel.

Die Kämpfe im letzten Lebensjahre.

Eine ungeheure Arbeitslast hatte Lassalle sich auch wieder im Herbst des Jahres 1863 aufgebürdet. Am 12. Oktober verteidigte er sich vor dem Kammergericht gegen die Anklage, die besitzlosen Klassen zum Haß und zur Verachtung gegen die Besitzenden

öffentlich angereizt zu haben. Es war dies derselbe Prozeß, in dem er schon einmal zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden war und der nun vor dem höchsten Gericht Preußens zur endgültigen Entscheidung kam.

„Die indirekte Steuer und die Lage der arbeitenden Klassen" nannte er seine Rede, aber in der Form, in der sie gedruckt vorliegt, konnte er sie nicht halten. Denn noch litt er an dem Halsübel, das er sich durch Überanstrengung seiner Sprachorgane auf seiner Agitationsreise am Rhein zugezogen hatte. Aber auch schon eine kürzere Rede genügte, um in den Richtern die Überzeugung zu erwecken, daß das Urteil, welches das erste Gericht gefällt hatte, zu hart gewesen sei, und so wandelte das Kammergericht die Gefängnisstrafe in eine für Lassalle leicht zu verschmerzende Geldstrafe von nur 100 Talern um.

Seine Hauptarbeitskraft aber verwandte er darauf, um den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein nun auch in Berlin weiter auszubreiten. Hier hatte er bisher die geringsten Erfolge gehabt. In einer Ansprache: „An die Arbeiter Berlins" redete er zu ihnen. Eine große Anzahl von Exemplaren dieser Rede sollte gedruckt unter das Volk verteilt werden, um die Bewegung in die Massen zu tragen. Aber auch diese Schrift brachte Lassalle wieder vor das Gericht. Anklage auf Hochverrat wurde gegen ihn erhoben, die Schrift selbst wurde von der Polizeibehörde beschlagnahmt. Man fand jedoch nur noch 3000 Exemplare beim Drucker vor, da die übrigen bereits verteilt waren. Lassalle selbst nahm man in Haft, aber schon nach drei Tagen mußte man ihn gegen Hinterlegung einer größeren Summe wieder auf freien Fuß setzen.

Die erhoffte Wirkung auf die Arbeitermassen Berlins hatte auch diese Schrift nicht. Noch zu fremd standen die Berliner seinen Gedanken gegenüber. Und doch hatte er so warme Töne angeschlagen, um sie zu gewinnen: „Arbeiter Berlins! Der zu Euch spricht, führt vor Euch nicht seine Sache, sondern Eure eigene! Der zu Euch spricht, spricht nicht zu Euch als ein einzelner Mann, sondern als der Vertreter vieler Tausende von Arbeitern, und mit dem ganzen Ansehen, das es ihm bei Euch geben muß, so viele Tausende Eurer Klasse vor Euch zu verkörpern. Durch meinen Mund sprechen zu Euch Eure Brüder vom Rhein und vom Main, von der Elbe und von der Nord-

see. Sie strecken Euch die schwieligen Fäuste hin und verlangen, daß Ihr einschlagt in ihre Bruderhand. Sie rufen Euch zu: Erwacht aus Eurer Teilnahmlosigkeit und tretet ein in unseren Bruderbund."

Aber die Arbeiter Berlins kamen nicht in den Massen, wie es Lassalle erwartet hatte. Es war ein neuer tiefer Schmerz für den Mann, der sich so für die Befreiung der Arbeiterklasse eingesetzt hatte.

Doch warf Lassalle die Flinte nicht ins Korn, wenn auch vielleicht manchmal in ihm die Erkenntnis aufdämmerte, daß sein Leben ihm das nicht an Erfolg brachte, was er erhofft hatte. Den Winter 1863/64 benutzte er zur Ausarbeitung seines großen wirtschaftlichen Werkes: „Herr Bastiat Schulze aus Delitzsch, der ökonomische Julian, oder Kapital und Arbeit". Im Februar 1864 ist es erschienen.

Es war eine große Auseinandersetzung mit seinem Gegner, dem Führer der Fortschrittspartei Schulze-Delitzsch. Mit scharfem Blick erkannte er die Schwächen in der Stellung seines Widersachers und wußte sie zu packen. Im Geist sah er eine andere Zeit als die klägliche, in der er selbst lebte. „Schon höre ich in der Ferne den dumpfen Massenschritt der Arbeiterbataillone! Rettet — rettet — rettet Euch aus den Banden eines Produktionszustandes, der Euch zu Ware entmenscht hat, rettet — rettet — rettet den deutschen Geist vor dem geistigen Untergang, rettet — rettet — rettet zugleich die Nation vor Zerstückelung. Schon naht in den Höhen der Blitz des direkten und allgemeinen Wahlrechtes! Auf diesem oder jenem Wege, bald fährt er zischend hernieder! Seitdem dieses Wort ausgesprochen wurde, ist es zur Notwendigkeit geworden. Bewaffnet dann mit diesem Blitz rettet Euch, rettet Deutschland!"

Aber auch dieser Ruf erweckte nicht den Widerhall, den Lassalle erwartet hatte. Besonders in Berlin blieb es still. Hier fiel seine Arbeit nicht auf fruchtbaren oder empfänglichen Boden. Er, der erwartet hatte, daß man ihm überall zujubeln würde, mußte sich in der mühevollen Kleinarbeit der Agitation zerreiben. Die ununterbrochenen Scharmützel mit den tausend Widerwärtigkeiten mußten auch den Stärksten ermüden. Noch einmal reißt er seine Kräfte, die durch die anstrengende Arbeit der vergangenen Jahre aufs äußerste in Anspruch genommen waren, zusammen.

Am 12. März 1864 erscheint er vor den Schranken des Staatsgerichtshofes zu Berlin, um sich gegen die Anklage des Hochverrats zu verteidigen, die gegen ihn auf Grund seiner Schrift: „An die Arbeiter Berlins“ erhoben worden war. Man warf ihm vor, durch diese Broschüre die Arbeiter zu einer gewaltsamen Änderung der preußischen Staatsverfassung aufgefordert zu haben.

Wieder war Lassalle in seinem Element, als es sich für ihn darum handelte, sich mit dem Staatsanwalt und den Richtern auseinanderzusetzen. Wie ein „Königstiger“ wehrte er sich vier Stunden lang. Wieder ging ihm, wie bei allen seinen Verteidigungsreden, sein Temperament durch, und immer wieder fiel ihm der Präsident ins Wort, um ihn zu beruhigen. Wie sehr aber war Lassalle seinem Gegner, dem Staatsanwalt überlegen. Schillers „Wallenstein“ war ihm im Kampf um sein Recht ein erwünschter Verbündeter. Als man ihn immer wieder in seiner Verteidigungsrede unterbrach, da rief er aus: „Sind denn unsere großen Poeten, ist Schiller in diesen Hallen geächtet?“ Und man mußte ihn reden lassen. Im Hinblick auf Bismarck, von dem er hoffte, daß er das allgemeine Wahlrecht eines Tages dem Volke geben und damit dasselbe Verbrechen begehen würde, weswegen Lassalle angeklagt war, rief er aus:

„Nun wohl, meine Herren, obwohl ein einfacher Privatmann, will ich Ihnen sagen: Ich will nicht nur die Verfassung stürzen, sondern es vergeht vielleicht nicht mehr als ein Jahr, so habe ich sie gestürzt! Aber wie? Ohne daß ein Tropfen Blut geflossen, ohne daß eine Faust zur Gewalt sich geballt hat! Es vergeht vielleicht nicht ein Jahr mehr, so ist in der friedlichsten Weise von der Welt das allgemeine und direkte Wahlrecht oktroyiert.

Die starken Spiele, meine Herren, können gespielt werden. Karten auf den Tisch! Es ist die stärkste Diplomatie, welche ihre Berechnungen mit keiner Heimlichkeit zu umgehen braucht, weil sie auf erzene Notwendigkeit gegründet ist.

Und so verkündige ich Ihnen denn an diesem feierlichen Ort, es wird vielleicht kein Jahr mehr vergehen, und Herr v. Bismarck hat die Rolle Robert Peels gespielt, und das allgemeine und direkte Wahlrecht ist oktroyiert! Ich wußte das schon an dem ersten Tage, an welchem ich durch Erlaß meines ‚Antwort-

schreibens' diese Agitation begann, und es konnte niemand entgehen, der mit klarem Blick die Situation umfaßte."

An jenem Tage erreichte er aber durch seine Verteidigung — seine Rede gehört mit zu dem Lesenswertesten, das er geschrieben hat —, daß er von der Anklage des Hochverrats freigesprochen wurde. Nur seine Schrift blieb vorläufig der Beschlagnahme verfallen.

Zwölftes Kapitel.

Die letzte Agitationsreise.

Am 8. Mai 1864 brach er zu seiner letzten großen Agitationsreise auf. Noch einmal versuchte er, seine Gedanken in die Massen zu tragen. Am 9. Mai sprach er in Leipzig, am 12. desselben Monats redete er in Düsseldorf, am 13. in Solingen, am 14. in Barmen, am 15. in Köln, am 18. in Wermelskirchen, am 23. in Ronsdorf. Ganz und gar sollte diese Reise dem Werben für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein gewidmet sein.

Am 7. April hatte er den Entschluß dazu gefaßt; an diesem Tage schrieb er dem Vereinskassierer G. Lewy in Düsseldorf: „Es naht jetzt die Zeit, wo ich meine Reise antrete, und ich wünsche daher im voraus Ihre Ansichten zu hören. Ungefähr Anfang Mai gedenke ich von hier abzureisen, zuerst auf zwei bis drei Tage nach Leipzig zu gehen und von da mich ins Rheinland zu begeben, wo ich zirka 14 bis 18 Tage zubringen will. Dann trete ich meine Bade- und Erholungsreise an, von der ich erst sehr spät zurückkehren werde.

Ich beabsichtige," so schrieb er in jenem Briefe weiter, „vorläufig dieses Mal nur Versammlungen des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins zu halten, wo also nur Mitglieder, beziehungsweise solche, die sich sofort als Mitglieder aufnehmen lassen, Zutritt haben.

Aus vielen Gründen scheint mir dies für jetzt das einzig Zweckmäßige. Das letztemal waren wir noch so schwach, daß wir zu vollständig öffentlichen Versammlungen unsere Zuflucht nehmen mußten, um eine hinreichend große Versammlung zustande zu bringen. Auch kam es damals vor allem auf den Lärm nach außen an. Jetzt liegt das anders. Wir sind hin-

reichend erstarkt, um auch unter uns selbst eine hübsche Versammlung aufzubringen. Dazu kommt, daß viele Neugierige mich werden hören wollen; die sind dann genötigt, unsere Mitglieder zu werden; und die Arbeiter darunter, mindestens ein großer Teil bleibt es dann wohl auch.“ Es sollte darum in den öffentlichen Ankündigungen der Versammlungen am Schlusse heißen: „Eintritt nur für Mitglieder. Die Aufnahme von Mitgliedern findet am Eingang des Lokales statt.“

Die Reise Lassalles wurde immer mehr zu einem Triumphzug. Wie ein Herzog der Vorzeit fuhr er durch die Lande, um Heerschau über seine Getreuen zu halten.

Zeitungsberichte haben uns Nachlebenden die Kunde aufbewahrt von dem glänzenden Verlauf, den die Versammlungen nahmen. Am 19. Mai schrieb die „Leipziger Zeitung“: „Ferdinand Lassalle, der Präsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, kam gestern gegen Abend hier an und wurde am Berliner Bahnhof von einigen hundert Arbeitern, die sich zu diesem Zwecke dort versammelt hatten, mit stürmischen Hochs empfangen.“

Am Abend fand dann die Versammlung statt, über die dasselbe Blatt dann das Folgende berichtete: „Die gestrige Versammlung bildet einen Glanzpunkt in unserem Vereinsleben. Wir hatten den Eintritt nur Mitgliedern oder solchen, welche beim Eintritt in den Saal in unsere Stammliste sich einzeichnen würden, gestattet, und doch war die Versammlung eine überraschend große. Dieser eine Abend hat uns 80 neue Mitglieder gebracht. Lassalle, mit begeistertem Zuruf empfangen, entrollte ein Bild des Vereinslebens, schilderte die Erfolge, die wir errungen, und führte aus, wie kein Verein nach kaum zwölf Monaten so großartige Resultate aufzuweisen habe. Wir stehen davon ab, auf diese glänzende Rede, die die Zuhörer wiederholt zu stürmischem Beifall veranlaßte, einzugehen, weil dieselbe nach einigen Wochen im Druck erscheinen wird, aber wir rufen allen Vereinsgenossen, die bis jetzt noch keine Kunde von den neuesten Ereignissen erhalten haben, freudig zu: Agitiert mit eurer ganzen Kraft, bietet alles auf, der sozialdemokratischen Idee täglich neue Anhänger zu verschaffen, seid jetzt tätiger als je; denn wenn die Erfolge unseres Vereins in solcher Weise wachsen, dann kann das Ziel nicht mehr fern sein.“

Und doch war die Leipziger Versammlung erst der Auftakt zu den weit gewaltigeren Erfolgen am Rhein. Wie ein Erlöser wurde Lassalle von seinen Anhängern empfangen und begrüßt, stets wurde er in feierlichem Zuge eingeholt und nach dem Hause gebracht, wo er Wohnung nehmen wollte; nur selten erlaubte man es, daß er in einem öffentlichen Gasthaus abstieg; viel lieber bot man ihm an, die Gastfreundschaft irgendeines Vereinsmitglieds, das stolz auf die Ehre war, den gefeierten Präsidenten zu beherbergen, in Anspruch zu nehmen. Daß die Behörden ihm die größten Schwierigkeiten machten, ist selbstverständlich.

In Düsseldorf fand man, als man sich abends 8½ Uhr in den Saal begeben wollte, den man für den Vortrag gemietet hatte, die Türen verschlossen und durch bewaffnete Macht besetzt. Der Landrat und der Bürgermeister hatten dem Wirt gesagt, sie würden seiner stets gedenken, wenn er diese Versammlung duldete. Das heißt, sie würden ihm dann bei der Ausübung seines Gewerbes die größten Schwierigkeiten machen.

Lassalle aber konnte seine Anhänger nur bitten, am folgenden Tage nach Solingen zu kommen, wo er dann die beabsichtigte Rede halten würde.

Auf dem Bahnhof Vohwinkel begrüßte ihn, wie das nun schon üblich war, eine Abordnung der Solinger Arbeiter; in einem mit Blumengirlanden bekränzten Wagen wurde er nach Solingen gebracht. Seine Getreuen warteten auf ihn und begrüßten ihn mit der Absingung des Bundesliedes. In langem Zuge ging es dann nach dem Versammlungslokal. Wer nicht hingehen konnte, stand wenigstens vor der Tür, um den verehrten Mann im Vorbeigehen begrüßen zu können. Dann sprach Lassalle zwei Stunden lang zu seinen Freunden.

Nicht anders spielte sich am 14. Mai der Tag in Barmen ab, ohne jede Störung verlief die Versammlung. Als die Arbeiter ihren Präsidenten in sein Hotel zurückbringen wollten und Hochs auf ihn ausbrachten, versuchte die Polizei vergeblich, dies zu verhindern. Am nächsten Tage war die Versammlung der Kölner Gemeinde. Einen ganz besonders herrlichen Verlauf aber nahm die Feier in Wermelskirchen. Dort wurde sie zu einem Volksfest, wie es dieser Ort seit Menschengedenken nicht gesehen hatte. An der Eisenbahnstation Küppersteg nahm

eine Deputation Arbeiter Lassalle in Empfang. Drei Stunden lang dauerte die Fahrt von Küppersteg bis Wermelskirchen; überall standen Mauern von Arbeitern, um den Mann mit freudigem Zuruf zu begrüßen, der ihnen eine bessere Zukunft verhieß.

Die blauen Blusen, wie sie in der dortigen Gegend üblich waren, gaben dem Ganzen ein besonders farbenprächtiges Bild. „Wir haben heute Sonntag, ihr nicht," so riefen die Kinder der Vereinsmitglieder den Kindern der Nichtmitglieder zu. An der Grenze zweier Dörfer an jenem langen Wege war eine Ehrenpforte errichtet mit der Inschrift „Willkommen". Hier fand eine Begrüßung statt, und donnernd erdröhnten drei Hochs auf den Präsidenten. Immer langsamer mußten die Wagen fahren, denn immer dichter drängte sich die Menge auf beiden Seiten des Weges.

An einer anderen Stelle wurde wieder ein von den Arbeitern selbst verfaßtes Lied vorgetragen, das so recht zeigt, wie man an dem verehrten Präsidenten hing. Es hat folgenden Wortlaut:

Lied zur Abholung des Präsidenten Herrn F. Lassalle.

Zum freudenvollen Feste,
Das heute schön dir blüht,
Da bringen wir das Beste,
Ein fröhlich heitres Lied.

Wir richten voll Vertrauen
Zu dir jetzt unsern Blick,
Und werden bald das schauen,
Was aller größtes Glück.

Ein Lorbeer wird uns krönen,
Denn unsere Stimme zählt,
Da können wir drauf bauen,
Daß dieses bald gerät.

Wieder hatte man in Wermelskirchen wie vorher in Düsseldorf den Versuch gemacht, den Wirt zu veranlassen, sein Lokal nicht herzugeben. Man hat ihm gedroht, ihm das Recht, sein Gewerbe weiterzutreiben, zu entziehen. Aber man kam damit diesmal an den Unrechten. Der Wirt erklärte: „Wir sind nicht gerade arm, und uns wird im Falle der Konzessionsentziehung Gott weiterhelfen, aber für die Armen muß auch etwas ge-

schehen, und daher bleibt es dabei, wir geben unser Lokal dem Arbeiterverein her."

Gewaltig war die Begeisterung. Auch auf Lassalle selbst muß dieser Tag einen besonderen Eindruck gemacht haben, denn er berichtete darüber an seine treue Freundin, die Gräfin Hatzfeldt: „Hier in Wermelskirchen war nicht mehr von einem Parteifest oder von einer Parteiversammlung die Rede. Die ganze Bevölkerung war in einem namenlosen Jubel. Ich kam — ohne es zu zeigen — aus einer gewissen Verwunderung gar nicht heraus, daß gerade die Landgemeinde diese Agitation so gewaltig ergreifen konnte. Ich hatte beständig den Eindruck, so müsse es bei der Stiftung neuer Religionen ausgesehen haben."

Der Höhepunkt der Reise aber war noch nicht erreicht, dies sollte erst in Ronsdorf geschehen. Diesen Ort hatte man sich zur Feier des Stiftungsfestes des Arbeitervereins ausgesucht; denn er lag in der Mitte des Bergischen Landes, und die Arbeiterbevölkerung der Umgegend konnte dort zusammenströmen.

Es würde euch, meine lieben Leser, ermüden, wollte ich wieder den Triumphzug schildern — denn nur als solchen können wir ihn bezeichnen, in dem Lassalle eingeholt wurde. Es war ein ganz besonders herrlicher Frühlingstag, und der Mai tat alles dazu, um das Gelingen der Feier zu ermöglichen.

„Willkommen dem Dr. Ferdinand Lassalle
Vieltausendmal im Ronsdorfer Tal!"

so stand auf dem Kranz einer Girlande.

Mit einem Blumenregen, von Arbeiterjungfrauen geworfen, wurde der Wagen überschüttet. Das Lokal der Ronsdorfer Gemeinde des Arbeitervereins war so dicht gefüllt, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte. Viele, die hinein wollten, konnten keinen Eintritt finden.

Wenn wir heute die Ronsdorfer Rede lesen, so scheint es uns, als ob der Schwung ihr fehle, der seine anderen Reden auszeichnete! Kein Hinzuströmen großer Gedanken, kleine unscheinbare Tatsachen werden allzusehr aufgebauscht wie etwa das Bestehen einer kleinen Gemeinde seiner Anhänger in einem Orte Böhmens. Und wie konnte er schließlich als ehrlicher Mensch sagen: „Einen der größten Beweise unserer Erfolge und Fortschritte bietet aber Berlin selbst dar," wo doch gerade in der Hauptstadt die Werbearbeit so ganz besonders langsam vor-

wärts ging, und man doch noch recht wenig von ihm wissen wollte. Doch rechnen wir das alles jener festlichen Stunde in Ronsdorf an, wo er es eben mit anderen Augen ansah. Er hat es ja nicht mehr erlebt, wie seine Gedanken zum Siege führten. Damals — nach einem Briefe, der nur vier Tage vor der Ronsdorfer Versammlung geschrieben war — war das Häuflein seiner Anhänger in Berlin 30 Mann stark. Wenn er es hätte erleben können, daß einstmals die gewaltige Millionenstadt Groß-Berlin von Männern geleitet würde, die das Vertrauen der Arbeiterschaft zu diesem Posten berufen hatte, der Arbeiterschaft, die in seinen Gedanken groß geworden war!

Lassalle durfte diesen Abend als einen vollen Sieg seinen früheren hinzurechnen. Gewaltige, starke Worte fand er, um den Schluß der Rede ganz besonders eindrucksvoll zu gestalten.

„Gerade gestern", so sagte er, „hat mir die Post die Nachricht gebracht, daß ich von neuem in Berlin zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden bin. Das Gericht hatte trotz einer ärztlichen Bescheinigung, daß mir eine Badekur unumgänglich notwendig sei — und ich befinde mich, wie ihr wißt, gerade auf der Reise in dieses Bad —, ja das Gericht hat, trotzdem geladene Schutzzeugen ausgeblieben waren, jede Vertagung verweigert und vorgezogen, mich in meiner und der Zeugen Abwesenheit zu verurteilen.

Wie stark aber auch einer sei, einer gewissen Erbitterung gegenüber ist er verloren! Das kümmert mich wenig. Ich habe, wie ihr denken könnt, dieses Banner nicht ergriffen, ohne ganz genau im voraus zu wissen, daß ich dabei zugrunde gehen kann. Die Gefühle, die mich bei dem Gedanken, daß ich persönlich beseitigt werden kann, durchdringen, kann ich nicht besser zusammenfassen als in die Worte des römischen Dichters: ‚Möge, wenn ich beseitigt werde, irgendein Rächer und Nachfolger aus meinen Gebeinen auferstehen.'

Möge mit meiner Person diese gewaltige und nationale Kulturbewegung nicht zugrunde gehen, sondern die Feuersbrunst, die ich entzündet, weiter und weiter fressen, solange ein einziger von euch noch atmet. Das versprecht mir, und zum Zeichen dessen hebt eure Rechte empor."

Gewaltiger Beifall belohnte ihn, und der tiefste Eindruck blieb noch lange bei seinen Zuhörern.

Mit dem Vortrag in Ronsdorf hatte seine Agitationsreise am Rhein ein Ende! Beispiellose Erfolge lagen hinter ihm. Er schien auf der Höhe seines Ruhmes zu stehen. Doch mußte er selbst am besten, daß das Gebäude nicht so fest war, wie es den Anschein hatte.

Noch war alles auf seine Person aufgebaut, und seine Gesundheit hatte durch die Strapazen, die er sich auferlegte, gelitten. Schon lange quälte ihn ein Halsleiden. Durch die fortwährenden Anstrengungen des Sprechens hatte es sich erheblich verschlimmert, und er mußte Bad Ems aufsuchen, wo er mit der Gräfin Hatzfeldt zusammentraf. Auch hier gönnte er sich keine vollständige Ruhe, er arbeitete viel literarisch. Aber er konnte nicht ahnen, daß das, was er von hier aus drucken ließ, das letzte war, was aus seiner Feder erscheinen sollte.

Nur vier Wochen genoß er die Erholung in dem lieblichen Bade, dann mußte er am 27. Juni vor Gericht erscheinen, um sich zu verteidigen. Noch einmal durfte er den Quell seiner Beredsamkeit sprudeln lassen, indem er ausführte:

„Die Massen durchdringen mit dem Widerhall dieser Lehre, sicher ihrer Wahrheit mit ihr auf den großen Markt treten, sich aus dem tausendfachen Echo der Volksstimme, das selbst die Gegner vernehmen, einen Keil schmieden, um anzupochen an das Gewissen der Bischöfe und das Pflichtgefühl der Könige — das war es, worauf es hier ankam."

Plötzlich ist es ihm, als ob sich die Schleier der Zukunft von seinen Augen hinwegheben, prophetischen Blicks ruft er aus:

„O, meine Herren, 50 Jahre nach meinem Tode wird man anders denken über diese gewaltige und merkwürdige Kulturbewegung, die ich unter Ihren Augen vollbringe, als der Düsseldorfer Richter erster Instanz, und eine dankbare Nachwelt wird — dessen bin ich sicher — meinem Schatten die Beleidigungen abbitten, welche jenes Urteil und der Staatsanwalt gegen mich verübt."

Dies Bewußtsein, daß die Nachwelt ihn anerkennen wird und muß, mag es ihm vielleicht leichter gemacht haben, über die Tatsache hinwegzukommen, daß die Gegenwart ihn verkannte! Ganz besonders packend war auch diesmal der Schluß seiner Rede. „Es ist hart für einen Mann meines Alters und meiner Lebensgewohnheiten, auf zwölf Monate, ja nur auf zwölf Tage

ins Gefängnis zu gehen, und es steht in dieser Hinsicht nicht alles mehr bei mir wie in meiner Jugend, wo ich mit derselben Gleichgültigkeit ins Gefängnis ging wie ein anderer zum Ball. Aber trotzdem — lieber wollte ich mein Lebtag nicht wieder die Nacht des Kerkers verlassen, als dieses Urteil gefällt zu haben."

Aber all sein Reden nützte ihn nichts, die Strafe wurde nur auf ein halbes Jahr heruntergesetzt; aber er hatte das Recht, noch einmal Berufung bei dem höheren Gericht einzulegen, und er hoffte, daß dieses dann zu einem anderen Urteil kommen würde.

Einige Tage darauf verließ er Düsseldorf; am 2. Juli ist er in Frankfurt, um vor der dortigen Gemeinde des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins zu sprechen. Am 4. Juli berichtete er an den Sekretär des Vereins, mit dem er in ständiger Fühlung war. „Gestern hier Versammlung abgehalten, über zwei Stunden gesprochen."

Es war seine letzte Rede in einer deutschen Arbeiterversammlung.

Dreizehntes Kapitel.

Das Ende.

Wenn es eine Stelle in der Welt gibt, an der man von allen quälenden Leiden befreit werden kann, wo die Größe und Stille der Natur die aufgeregten Nerven beruhigt, so ist es die Einsamkeit. Aber Einsamkeit selbst auf dem Rigi, auf dem Lassalle weilte, war nichts für den Mann, der gewöhnt war, auf die Massen zu wirken. „Zum Genießen brauche ich den Menschen," schrieb er an die Gräfin Hatzfeldt. „Ich kann alles allein, nur nicht genießen." Und in schwermutsvoller Stimmung dachte er an frühere Zeiten, in denen er schon einmal auf diesem Berg geweilt hatte. „Das erstemal bestieg ich ihn mit Wolff, der jetzt tot ist," schrieb er an die Gräfin. „Es war noch in meiner ungestümen Jugend. So trotzig wie die ewigen Bergesriesen schaute ich da noch ins Leben hinaus. Dann war ich so oft mit Ihnen da, die Sie doch notwendig zu meinem Wesen gehören.... Dann einmal mit den Eltern, mit meinem treuesten Freunde von allen, dem armen Vater, der jetzt tot ist. Sie waren außer das erstemal stets dabei. Es ist mir, als hätte sich meine Existenz verengert und wäre ärmer geworden, da ich jetzt niemand mehr mit mir habe, wo

stets welche und oft so viele meinen Genuß vermehrend um mich waren."

Noch einmal stürzte er sich in diesen Tagen in die Arbeit. Auch in der Ferne bleibt ihm die Sorge für seinen Arbeiterverein. Immer herrischer war er in seinem Amt als Präsident geworden; andere Meinungen neben der seinen wollte er nicht gelten lassen, und als ihm von seinem früheren Sekretär Vahlteich Schwierigkeiten bereitet wurden, arbeitete er in diesen Tagen ein Rundschreiben für die Vorstandsmitglieder aus, an dessen Schluß er Worte schrieb, die so recht seine Persönlichkeit charakterisieren:

„Wenn solche Reibungen sich wiederholen, und wenn mich der Vorstand nicht energisch gegen die Wiederkehr derselben schützt, so werde ich einfach das Präsidium niederlegen, um wieder meine alte Rolle als Vorkämpfer für die Interessen des Arbeiterstandes nach außen mit um so größerem Nachdruck führen zu können."

* * *

Auf dem Rigi traf er Helene v. Dönniges, die Frau, die sein Schicksal werden sollte. Er wurde ein Ball, mit dem das Geschick spielte.

Es schien, als ob für Lassalle noch einmal die Welt alles Glück aufgespart hätte, über das sie verfügte. In der Ehe mit Helene v. Dönniges glaubt er nun Ruhe und Vergessen zu finden, hier den Trost in all den Widerwärtigkeiten des politischen Lebens. Beseligt ist er wie ein Jüngling von zwanzig Jahren, und sein übervolles Herz schüttet er seiner Freundin, der Gräfin Hatzfeldt aus.

„Alle Leiden sind wie fortgewischt, wie schnell vergißt doch der Mensch, was ihn beschwerte, und ich bin lustig und voll Lebenskraft, als hätte ich nicht einen Augenblick, geschweige über zehn Tage im dicksten Regen und undurchdringlichen Nebel hier gesessen. Auch mit meinen furchtbaren Schreibereien für den Verein bin ich endlich fertig und atme wieder frei auf."

Schon glaubt er am Ziel zu sein und erträumt sich glückliche Lebenstage an der Seite der geliebten Frau. Da erhält Helene v. Dönniges die Nachricht, daß ihre Eltern Ferdinand Lassalle nicht als Schwiegerson wollten und ihre Einwilligung zur Ehe versagten. Helene aber will von ihm nicht lassen: „Jedenfalls bleibe ich felsenfest." Sie sucht seinen Schutz, aber

er will sie nur aus der Hand ihrer Eltern zur Frau haben und bringt sie zu ihrer Mutter zurück. Das Mädchen aber war ein schwacher Charakter. Als sie wieder unter dem Einfluß ihrer Eltern stand, sieht sie das Verlöbnis mit Ferdinand Lassalle mit anderen Augen an.

Er aber will nicht glauben, daß sie anderen Sinnes geworden ist. Er meint, ihre Eltern hielten sie gefangen und zwingen ihr ihren Willen auf, und er beginnt nun einen Kampf um seine Braut. Er will mit ihr ins Ausland fliehen, sich dort trauen lassen. Aber all sein rasendes Bemühen war umsonst. Kühl schreibt Helene an ihn:

„Sr. Hochwohlgeboren Herrn Lassalle!

Nachdem ich mich von ganzem Herzen und in tiefster Reue über die von mir unternommenen Schritte wieder mit meinem verlobten Bräutigam, Herrn Janko v. Rakowitza, ausgesöhnt und dessen Liebe und Verzeihung wiedergewonnen habe, erkläre ich Ihnen freiwillig und aus voller Überzeugung, daß von einer Verbindung zwischen uns nie die Rede sein kann, daß ich mich von Ihnen in jeder Beziehung lossage und fest entschlossen bin, meinem verlobten Bräutigam ewige Liebe und Treue zu widmen."

Aufs tiefste war Lassalle in seinem Ehrgefühl, in seinem Mannesstolz gekränkt, noch ein letztes Wort richtete er an Helene. Als auch dies erfolglos bleibt, kennt er nur einen Wunsch, die Rache.

Er schreibt an den Vater Helenens und an ihren Bräutigam Briefe, die so beleidigend waren, daß letzerer Lassalle forderte. Das hatte dieser auch nur gewollt. Am 28. August stand Lassalle seinem Gegner Rakowitza in der Nähe von Genf gegenüber. Gleich der erste Schuß traf Lassalle tödlich, am 31. August ist er seiner Wunde erlegen. So ging dieses große Leben zu Ende.

Wen die Götter lieben, den lassen sie jung sterben, so heißt ein altes Wort. In einem Alter ist Lassalle von der Erde abberufen worden, in dem andere erst auf der Höhe ihres Wirkens stehen.

Als er starb, hatte er der Welt schon geschenkt, was er ihr zu schenken hatte, die moderne, große, gewaltige Arbeiterbewegung.

* * *

Ferdinand Lassalle liegt in der Stadt begraben, in der er zur Welt gekommen ist. Sein großer Lehrer Boeckh verfaßte ihm die Grabinschrift: „Hier ruht, was sterblich ist von Ferdinand Lassalle, dem Denker und Kämpfer.“

Dies Grab auf dem stillen jüdischen Friedhof zu Breslau, dem „Haus der Ewigkeit“, wie es in der Sprache der Juden heißt, ist ein Heiligtum für Millionen von Männern geworden.

Die Bewegung, die er ins Leben gerufen hat, ist heute die mächtigste in Deutschland. Er hat nicht das ernten dürfen, was er gesät hat, ein Schicksal, das er mit vielen Großen der Geschichte teilt, aber dem Volk hat er zu einem menschenwürdigen Dasein verholfen, seiner Seele neue Ideale, neue Hoffnungen gegeben, ihm den Weg in die Zukunft gezeigt.

An seinem Todestage pilgern noch heute die Breslauer Arbeiter zu seinem Grab, voll Dank für den Mann, der ihnen Schwerter gab.

Blutrote Schleifen schmücken die Kränze, die sie ihm darbringen; in den Tagen des verflossenen Kaiserreichs wurden sie ängstlich überwacht, ob nicht etwa eine allzu vorlaute Inschrift sich auf sie gewagt hätte. Nun flattern sie frei im Winde der deutschen Republik.

Die Saat ist aufgegangen, ein neuer Frühling steigt für die Menschheit auf, in dem es niemanden mehr geben wird, der den anderen unterdrückt, weder Herren noch Knechte. Im hellsten Glanz wird der Name Ferdinand Lassalle erstrahlen, und das schönste Denkmal für ihn wird im Herzen des Volkes errichtet sein.




Stuttgart. Druck von
J. H. W. Dietz Nachf.


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 001 066 133 8

